

Fall «Hassan Kiko»: Der Reiz des Animalischen

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 7 – 18. Februar 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Kinolegende:  
Werner Herzog  
im Gespräch**



# Absturz

Wohin treibt  
die Weltwirtschaft?



706900\_207761\_7  
20

# LEXUS RX: UNSER MEISTERSTÜCK ERLEBEN.



Alles spricht für den neuen Lexus RX 450h, die perfekte Verbindung von Luxus, Innovation und Design:

- 313 PS Leistung, 5,2 l/100 km Verbrauch, 120 g/km CO<sub>2</sub>, Energieeffizienz **Kategorie B**
- Innovativer **E-FOUR-Allradantrieb**, luxuriöseste **Vollausstattung**, Bestnote im **Euro NCAP** Test
- **Lexus Premium Free Service** 10 Jahre/100'000 km, ab **CHF 69'900.-**, auch als RX 200t erhältlich.\*

ENTDECKEN SIE DAS RX ERLEBNIS JETZT AUF EINER  
PROBEFAHRT ODER UNTER [LEXUS.CH](http://LEXUS.CH)

THE NEW  
RX

  
**LEXUS**  
NO.1 PREMIUM HYBRID

\* NEW RX 450h (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 69'900.-, Leasingrate monatlich CHF 48790.-, Ø Verbrauch 5,2 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 120 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. NEW RX 200t impression (2,0-Liter-Turbo-Benziner, AWD, 5-türig) ab CHF 62'600.-, Leasingrate monatlich CHF 43600.-, Ø Verbrauch 7,9 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 184 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Abgebildetes Fahrzeug: NEW RX 450h F SPORT (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 85'900.-, Leasingrate monatlich CHF 59860.-, Ø Verbrauch 5,5 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 127 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Die angegebenen Preise sind empfohlene Netto-Verkaufspreise inkl. MwSt. Sonderzahlung 35% vom Nettopreis, 48 Monate, 10'000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97%. Kautions 5% des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Cash-Bonus und Lexus Premium-Leasing gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. Januar bis 29. Februar 2016 oder bis auf Widerruf. Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der Richtlinie 715/2007/EG. Durchschnittswert CO<sub>2</sub>-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 139 g/km. Lexus Premium Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 10 Jahre oder 100'000 km (es gilt das zuerst Erreichte) inkl. Grattersatzwagen zur Sicherstellung der Mobilität.

## Intern

Die Geschichte der Gefängnisaufseherin Angela Magdici, die mit dem inhaftierten Kickboxer und Coiffeur Hassan Kiko aus dem Gefängnis



«Ich hole Sie am Bahnhof Bern ab»: Peter Reber.

Limmattal geflohen ist, beschäftigt seit Tagen die halbe Nation. Welcher Teufel hat diese Frau geritten, als sie Kikos Zelle öffnete, fragt man sich – warum setzt sie ihre ganze Existenz für einen mutmasslichen Mehrfachvergewaltiger aufs Spiel? Kollege Alex Baur hat mit Freunden und Bekannten der Frau geredet und den Werdegang einer unauffälligen, stets hilfsbereiten und attraktiven Schweizerin aus dem mittelständischen Wohlen AG nachgezeichnet, deren Karriere als Tierpflegerin begann. Doch schon ihre Ehe mit dem sieben Jahre jüngeren Rumänen V. Magdici stand unter einem schlechten Stern. Warum sie mit Kiko durchgebrannt ist – und davon ist nach dem derzeitigen Stand der Ermittlungen auszugehen –, weiss nur sie selbst. Doch ähnliche Fälle liefern plausible Erklärungen für das vermeintlich Unerklärliche. **Seite 26**

Genf ist für viele Deutschschweizer weit weg, eine Art Terra incognita im eigenen Land. Doch vielleicht täuscht das. Als *Weltwoche*-Vize Philipp Gut in der Rhonestadt ins exzellente «Bistrot du Bœuf Rouge» trat, erkannte ihn der Wirt: «Gut, *Weltwoche*, nicht?» Sofort kamen die beiden ins Gespräch. Auch Pierre Maudet sei regelmässig Gast des Restaurants mit Spezia-

litäten aus der Region Lyon. Unser Reporter hatte den Genfer FDP-Staatsrat und Vorsteher der Wirtschafts- und Sicherheitsdirektion zuvor zum Gespräch getroffen. Maudet ist das Wunderkind der Genfer Politik und legte eine rasante Karriere hin. Der charmante politische Senkrechtstarter wird als möglicher freisinniger Bundesrat gehandelt. Im Welschland gilt Maudet als Hardliner, weil er die Sicherheit im kriminellsten Kanton der Schweiz zum Thema macht. Doch ist er das wirklich? **Seite 32**

Als Kulturredaktor Rico Bandle mit dem Sänger und Komponisten Peter Reber einen Termin für ein Gespräch vereinbarte, sagte dieser: «Ich hole Sie am Bahnhof Bern ab.» Tatsächlich erschien der Musiker, der mit zwei Millionen verkauften Tonträgern zu den erfolgreichsten der Schweiz gehört, pünktlich zur vereinbarten Zeit beim Treffpunkt des Bahnhofs Bern. Reber fuhr den Journalisten zu seiner herrschaftlichen Jugendstilvilla etwas ausserhalb des Zentrums. Dass er, der von der Fachwelt meist bloss belächelt wird, mit dem Swiss Music Award endlich die verdiente Anerkennung für sein umfangreiches Lebenswerk erhalten hat, mochte er nicht allzu hoch hängen. Das Steuer seines Mercedes-Geländewagens in der Hand, sagte er: «Die wichtigste Auszeichnung ist für mich nicht ein solcher Preis, sondern der Zuspruch des Publikums.» **Seite 36**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huissing, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [infoAadextra.ch](mailto:infoAadextra.ch)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# DRINGENDER AUFRUF AN DIE SCHWEIZERINNEN UND SCHWEIZER

## 28.2.16 NEIN ZUR UNMENSCHLICHEN SVP-INITIATIVE!



**Die Durchsetzungsinitiative der SVP setzt den Rechtsstaat ausser Kraft**  
Wer als Ausländer oder Ausländerin mit dem Strafgesetz in Konflikt gerät, muss schon heute damit rechnen, aus der Schweiz weggewiesen zu werden. Allerdings haben Ausländer wie alle Bürger in einem Rechtsstaat das Recht, angehört zu werden, bevor gegen sie eine Sanktion ausgesprochen wird. Sie haben Anspruch darauf, dass geprüft wird, ob die Sanktion angemessen ist. Wenn die Durchsetzungsinitiative der SVP angenommen wird, so entfällt dieser Anspruch und der Rechtsstaat wird ausser Kraft gesetzt.

**Die Durchsetzungsinitiative der SVP setzt die Gewaltentrennung ausser Kraft**  
Schweizer Richterinnen und Richter haben die Aufgabe, alle Straftäter gerecht und nach Höhe ihres Verschuldens zu beurteilen. Die Rechtsprechung hat aufgrund der Gewaltentrennung unabhängig zu sein. Sie darf nicht Instrument einer

politischen Kampagne werden. Die Durchsetzungsinitiative der SVP will die Gerichte zwingen, ohne Einzelfallprüfung und automatisch Landesverweise auszusprechen. Die SVP zerstört damit die Unabhängigkeit der Gerichte. Sie setzt die Gewaltentrennung ausser Kraft. **Die Durchsetzungsinitiative der SVP setzt Menschenrechte ausser Kraft**  
Mit der Durchsetzungsinitiative der SVP soll der Automatismus der Landesverweisung in die Bundesverfassung geschrieben werden, obwohl er menschen- und rechtsstaatlichen Grundwerten derselben Verfassung widerspricht. Die neuen Bestimmungen der SVP-Initiative sollen sogar höher bewertet werden als das Völkerrecht, das einzuhalten wir uns vertraglich verpflichtet haben. Die Durchsetzungsinitiative der SVP negiert die Erfahrungen des vergangenen Jahrhunderts, stellt sich gegen die Europäische Menschenrechtskonvention und setzt menschenrechtliche Garantien ausser Kraft.

**Die Durchsetzungsinitiative der SVP greift die Secondos an**  
Viele Menschen, die in der Schweiz aufgewachsen sind, hier zur Schule gehen, einen Beruf erlernen, studieren und arbeiten, unterscheiden sich von Schweizer Bürgerinnen und Bürgern einzig dadurch, dass sie unser Bürgerrecht nicht besitzen. Diese sogenannten Secondos werden mit der Durchsetzungsinitiative der SVP unter ein Sonderrecht gestellt. Selbst gut integrierte Secondos müssten wegen eines Bagatelldelikts zwingend Familie und Freunde verlassen und würden in das Land ihrer Vorfahren ausgewiesen, wenn sie während der letzten 10 Jahre bereits einmal mit einer Geldstrafe belegt wurden. Unabhängig davon, ob sie jenes Land überhaupt kennen oder seine Sprache sprechen. **Die Durchsetzungsinitiative der SVP ist barbarisch**  
Die Durchsetzungsinitiative der SVP unterscheidet zwischen den Menschen

allein aufgrund ihres Passes und nicht aufgrund ihrer Situation. Das ist barbarisch. Wer in der Schweiz für Gerechtigkeit einsteht und für Gleichheit vor dem Gesetz, wer in Freiheit und Gemeinsamkeit auch mit Angehörigen anderer Nationen leben und arbeiten will, wer die Schweiz als Teil der zivilisierten Welt befreit, stimmt gegen die Durchsetzungsinitiative. **Dringender Aufruf an die Schweizerinnen und Schweizer**  
Wir rufen alle Schweizerinnen und Schweizer – alle verantwortlich denkenden Bürgerinnen und Bürger, alle, die sich als Teil der schweizerischen Zivilgesellschaft betrachten –, dringend dazu auf, die Durchsetzungsinitiative der SVP zu bekämpfen. Im Bewusstsein «dass frei nur ist, wer seine Freiheit gebraucht, und dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen», wie es in der Bundesverfassung heisst, müssen wir am 28. Februar 2016 gewinnen.

## DIE SCHWEIZ MUSS RECHTSSTAAT BLEIBEN.

**ErstunterzeichnerInnen:** Adriano Aguzzi, Arzt und Professor Universität Zürich; Vania Allieva, Unia-Präsidentin; Massimo Aliotta, Rechtsanwalt; Renzo Ambrosetti, Gewerkschafter; Niklas Anliker, Kaufmann; Peter Arbenz, Politikerberater; Renata Asal-Steger, Mitglied des Präsidiums der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz; Eva Bachofner, Buchhändlerin; Thomas Bär, Wirtschaftsanwalt; Thomas W. Bechtler, Unternehmer; Susanna Berger, Sozialpädagogin; Shelley Berlowitz, Historikerin; Peter Bichsel, Schriftsteller; Marco Blaser, ehem. Direktor Tessiner Radio und Fernsehen; Lisa Blatter, Regisseurin Film «Heimatland»; Susanne Borer Frei; Mario Botta, Architekt; Alexander Briner, Kranführer; Markus Büchel, Bischof Bistum St. Gallen; Denis Burri, Retraité; Giorgio Calabrese, Monteur electricien; Andrea Cavalli, Physiker; Franco Cavalli, Krebsarzt; Maurizia Cavalli-Francini, Kinderpsychiaterin; Thomas Cerny, Arzt; Alina Clavuot, Szenografin; Rolf Conzelmann, Gärtner; Guido Cotter, alt Kantonsgerichtspräsident/Kantonsrat; Bice Curiger, Kuratorin; Pascal Couchepin, alt Bundesrätin; Dabu Fantastic, Dabu Bucher & Dj Arts; Thomas Daum, ehem. Arbeitgeber-Direktor; Jean-Marc Demierre, Président de la Fédération Vaudoise des Entrepreneurs; Beat Dietschy, Theologe; Dimitri, Clown; Ruth Dreifuss, alt Bundesrätin; Madeleine Dreyfus, Psychoanalytikerin; Franziska Driessen, Ressortleiterin Migration des Synodalrats der Katholischen Kirche im Kanton Zürich; Daniel Eckmann, Beratungsunternehmer; Willi Egloff, Rechtsanwalt; Christian Ehrat, Umwelphysiker; Walter Eich, Heizungs- und Sanitärmoniteur; Mark Herkenrath, Geschäftsführer Alliance Sud; Stefan Eichenberger, Filmproduzent «Heimatland»; Bert Evers, Unternehmensberater; Hugo Fasel, Direktor Caritas; Urban Federer, Abt Kloster Einsiedeln; Doris Fiala, Inhaberin einer Agentur für Öffentlichkeitsarbeit; Steff Fischer, Unternehmer; Gregor Frei, Regisseur Film «Heimatland»; Heinz Frei; Hannelore Fuchs, Rechtsanwältin; Ivo Fürer, em. Bischof Bistum St. Gallen; Max Friedli, ehem. Direktor Bundesamt für Verkehr; Christoph Gassmann, Lektor; Jan Gassmann, Regisseur Film «Heimatland»; Bruno Gehrig, VR Präsident SWISS; Gabriele Gendotti, ehem. Regierungsrat TI; Jean-Daniel Gerber, Präsident Verein Reintegration im Herkunftsland; Pierre-Alain Gerber, Conducteur de bus; Michele Ghielmini, Chefarzt; Thomas Giedeman, Macchinista; Stefan Giger, Generalsekretär VPOD; Esther Girsberger, Unternehmerin; Markus Gistler, Stadtrat; Marlies Gläus, Mediatorin; Bruno Gläus, Rechtsanwalt; Felix Gmür, Bischof Bistum Basel; Greis, Musiker; Dana Grigorcea, Schriftstellerin; Ugur Güllükin, Moderator joiz; Felix Gutzwiler, alt Ständerat; Ulrich Gyg, VR-Präsident SBB; Andrea Hämmerle, Jurist; Jürg Halter, Schriftsteller und Musiker; Alex Hanmann, Künstler; Tina Harscher, Erziehungswissenschaftlerin; Caner Hasdemir, Angestellter im Detailhandel; Men Haupt, Zollikofen

BE, Verlagsleiter Helbing & Lichtenhahn; Jakob Hauri, Hauswart; Thomas Held, Kulturberater; Jacques Herzog, Architekt; Hans Hess, Dipl. Ing ETHZ; Maja Hess, Ärztin; Ruedi Hirt, Lokomotivführer; Franz Hoher, Kabarettist und Schriftsteller; Anders Holte; Huber-Holz Annemarie, alt Bundeskanzlerin; Annette Hug, Schriftstellerin; Luc Humbel, Präsident der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz; Gardi Hutter, Clownin; Thomas Iten, Fachspezialist; Benny Jaberg, Regisseur Film «Heimatland»; Carmen Jaquier, Co-Regisseurin Film «Heimatland»; Claudia Jolles, Chefredaktorin Kunstbulletin; Stefan Keller, Historiker; Cyril Kennel, Wissenschaftlicher Mitarbeiter ZHdK; Arno Kerst, Präsident Syna; Margrit Kessler, Patientenschutzin; Sabine Koch, Naturwissenschaftlerin; Knackeboul, Rapper; Ruedi Knutti, ehem. Ressortleiter SED; Thomas Koerber, Filmemacher; Georg Kohler, Philosoph; Elisabeth Kopp, alt. Bundesrätin; Daniel Kosch, Generalsekretär der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz; Susanne Koster, Pflegefachfrau; Georg Kreis, Historiker; Andreas Kressler, Direktor HEKS; Roland Kreuzer, Gewerkschaftssekretär; Alice Kropf, Pflegefachfrau, Psychiatrie HF; Michael Krummenacher, Regisseur Film «Heimatland»; Olaf Kübler, ehem. ETH-Präsident; Michael Künzle, Stadtpräsident VCO; Thomas Kunz, Student; Benedikt Landolt, Kantonsrichter; Elmar Ledergerber, ehem. Stadtpräsident Zürich; Melchior Lengsfeld, Geschäftsführer Helvetas; Pedro Lenz, Schriftsteller; Christian Levrat, SP-Präsident; Moritz Leuenberger, alt Bundesrat; Micha Lewinsky, Filmschaffender; Bruno Lezzi, ehem. Redaktor NZZ; Irene Loebell, Filmemacherin; Regula Lüthi, Pflegedirektorin; Ivan Madeo, Filmproduzent «Heimatland»; Pierre-Yves Maillard, Regierungspräsident VD; Thomas Maissen, Historiker; Manillo, Rapper; Dick Marty, alt Ständerat; Peter von Matt, Germanist und Schriftsteller; Blaise Matthey, secrétaire générale Fédération des Entreprises Romandes FER; Esther Maurer, Direktorin Solidar Suisse; Jonas Meier, Regisseur Film «Heimatland»; Pierre de Meuron, Architekt; Ruth Metzler-Arnold, alt Bundesrätin, Verwaltungsratspräsidentin/Verwaltungsgrätin verschiedener Unternehmen; Norbert Möslang, Künstler; Caroline Morel, Geschäftsleiterin; Mgr Charles Morerod, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg und Präsident der Schweiz; Bischofskonferenz; Hanna Muralt Müller, ehem. Vizekanzlerin; Adolf Muschg, Schriftsteller; Peter Niggli, Entwicklungsexperte; Claudia Neugebauer, Dozentin; Tobias Nölle, Regisseur Film «Heimatland»; Jean-Luc Nordmann, Jurist; Emilio Pedrina, Maurer; Vasco Pedrina, Ökonom; Pierre-Alain Perlatz, Chauffeur de bus; Dario Persico, Buschauffeur; Jacques Picard, Historiker; Alessandra Piccaluga, Zugbegleiterin; Ottilo Piller, ehem. BSV-Direktor; Fabio Marco Pirovino, Künstler; Mgr Alan de Raemy, Weihbischof von Lausanne, Genf und Freiburg und ehemalige Kaplan der Schweizergarde; Rudolf Ramsauer, ehem. Direktor Economie-

suisse; Niccolò Raselli, alt Bundesrichter; Paul Rechsteiner, Rechtsanwalt; Fabio Regazzi, presidente dell'associazione industrie ticinesi; Andri Rennwald, Student; Irene Ritbe, Hortnerin; Béatrice Rieder, Agente de mouvement; Ellen Ringier, Präsidentin der Stiftung Elternsein und Herausgeberin «Das Schweizer Eltern Magazin Fritz+Fränzi»; Pipilotti Rist, Künstlerin; Sabine Rühemann, Kommunikationsbeauftragte Bistum St. Gallen; Lionel Rupp, Co-Regisseur Film «Heimatland»; Beppe Savary-Boroli, Arzt; Hans-Ulrich Schlupf, Filmemacher; Felix Schmid, Rechtsanwalt; Walter Schmid, Hochschule Luzern; Martin Schmid, Kirchenratspräsident evang.-ref. Kantonalkirche St. Gallen; Benno Schnüriger, Synodalratspräsident Katholische Kirche im Kanton Zürich; Pascal Schwab, Président de la Fédération suisse romande des entreprises de menuiserie, ébénisterie et charpenterie; Ines Schwallier, Heilpädagogin; Noémie Schwallier, Editorin; Ivo Schwander, em. Professor; Peter Schweizer, Regisseur; Peter Siegenthaler, ehem. Dir. Eidg. Finanzverwaltung; Oswald Sigg, ehem. Bundesratsprecher u. Vizekanzler; Andreas Simmen, Verleger; Ivan Slatkine, Präsident Fédérations des Entreprises Romandes FER et FER Genève; Rolf Soiron, VR-Präsident Lonza; Marco Solari; Kathy Spillmann, Psychotherapeutin; Kurt Spillmann, Konfliktforscher; Markus Spillmann, ehem. NZZ-Chefredaktor; Franz Steinegger, Rechtsanwalt; Eliane Straumann, Biomedizinische Analytikerin; Corinne Stuber, Museumsmitarbeiterin; Stress, Rapper; Fritz Studer, Bankier; Peter Studer, Medienrechtler; Martin Suter, Schriftsteller; Jakob Tanner, Historiker; Julia Tal, Filmproduzentin «Heimatland»; Angela Thiele, Stv-Ladenleitung Volg Grächen; Andreas Thöny, Präsident evang.-ref. Landeskirche Graubünden; Paolo Tognina, teologo evangelico; Morris Trachler, Eishockeyspieler ZSC; René Tschantz, Chef de gare; Eugenio Tura, Teamleiter; Giorgio Tuti, Präsident Schweizerischer Eisenbahnverband; Pietro Veglio; Tommy Vercetti, Rapper; Judith Wälchli, Buchhändlerin; Robert Wegener, Politologe; Brigit Wehrli-Schindler, Soziologin; Christoph Wehrli, ehem. NZZ-Redaktor; Benedikt Weibel, ehem. SBB-Chef; Anjuska Weil, ehem. Kantonsrätin; Matthias Weishaupt, Landammann AR; P. Martin Werlen OSB, em. Abt Kloster Einsiedeln; Florian Wick, Anwalt; Maja Wicki, Philosophin; Dieter P. Wirth, lic. phil. I; Adrian Wüthrich, Präsident Travail Suisse; Heinz Wyder, Baumaschinist; Rolf Zimmermann, Historiker; Sven Zimmermann, Lokführer & Ausbilder; Rahel Zoller, Projektleiterin; Georges Zünd, Directeur de la Fédération Vaudoise des Entrepreneurs; Rena Zulauf, Rechtsanwältin und 50'000 andere UnterzeichnerInnen

**Komitee gegen die unmenschliche SVP-Initiative**  
Postfach, 3000 Bern 23 info@dringender-aufruf.ch

## Rechtsstaat

Richter und Politiker greifen unsere wichtigste Institution an: die direkte Demokratie.

Von Roger Köppel

Der Streit um die Durchsetzungsinitiative beeindruckt. Die Schweiz ist vermutlich das einzige Land der Welt, in dem derart offene und differenzierte Debatten über juristische Grundfragen stattfinden. Es ist mit Sicherheit das einzige Land, in dem die Bevölkerung ihr Rechtsempfinden an der Urne verbindlich zum Ausdruck bringen kann.

Wenn die Debatte bisher etwas zutage förderte, dann dies: Es besteht in der Schweiz ein tiefer Graben zwischen dem Rechtsempfinden einiger Rechtsexperten und dem Rechtsempfinden der Leute. Die Rechtsexperten behaupten, die vom Volk gewollten Verschärfungen im Ausländerrecht seien mit den Prinzipien unseres Rechtsstaats nicht vereinbar. Die Rechtsgelehrten erklären sich zu Gralshütern des Rechtsstaats gegen Volk und Demokratie.

Zu Unrecht: Der Versuch, Rechtsstaat und Demokratie in der Schweiz gegeneinander auszuspielen, ist abwegig. Abwegig deshalb, weil die Eidgenossenschaft sich seit ihren Anfängen ausdrücklich als Rechtsgemeinschaft begründete. Es ist die Pointe unserer Staatsform, dass sie den demokratischen Gedanken mit der rechtsstaatlichen Selbstbestimmung verknüpfte. Die Bürger setzen das Recht, das Richter und Behörden anwenden. Demokratie und Rechtsstaat sind keine Gegensätze, sie gehören zusammen. Die Direktbetroffenen stimmen über alles ab, was sie direkt betrifft: Das ist das Einzigartige an der Schweiz.

Natürlich hat das Volk nicht immer recht. Selbstverständlich sind in der Theorie immer Fälle denkbar, in denen die Mehrheit irgendwelche Abstrusitäten beschliessen könnte: Ausweisung aller Brillenträger; Enteignung von Ausländern, die an einem Mittwoch auf die Welt gekommen sind; Angriffskrieg gegen Belgien.

Tatsache allerdings ist, dass die real existierenden Schweizer in der direkten Demokratie solchen Unsinn nie entschieden, sondern ihr Stimmrecht stattdessen bewundernswert klug und weise, mit Augenmass und einem Sinn für Verhältnismässigkeit ausgeübt haben. Der bedeutende Zürcher Staatsrechtler Zaccaria Giacometti sprach von der «demokratischen Reife» der Schweizer. Er nannte die Demokratie in unserem Land darüber hinaus eine ausgezeichnete «Hüterin der Menschenrechte».

Die geschichtliche Erfahrung, vor allem ausserhalb der Schweiz, zeigt: Nicht die Demokratie, die Diktatur ist das grösste Risiko



«Ausweisung aller Brillenträger.»

für Menschenrechte und Rechtsstaat. Die Katastrophen Europas sind immer nur dann eingetreten, wenn ein paar Mächtige ohne jede demokratische Kontrolle folgenscherweise entscheiden konnten.

Den Ersten Weltkrieg entfesselten aus Unfähigkeit ein paar Dutzend Staatsmänner. Hitler kam nicht durch freie Wahlen an die Macht. Er wurde von einer kleinen Clique um den greisen Reichspräsidenten Hindenburg als Kanzler installiert, während fast 70 Prozent der Deutschen gegen die Nazi-Partei gestimmt hatten. Krieg und Völkermord wurden später nicht direkt demokratisch, sondern diktatorisch-verbrecherisch von oben verfügt.



Nicht die Demokratie, die Diktatur hat in Europa den Rechtsstaat und dann die Menschen vernichtet.

Hüten wir uns deshalb vor Eliten, die den Rechtsstaat angeblich vor der Demokratie schützen wollen. In der Schweiz hat die direkte Demokratie, haben Volk und Stände den Rechtsstaat oft genug gegen die eigenen Obrigkeiten verteidigen müssen.

Vor dem Zweiten Weltkrieg wiesen sie das Vorhaben zurück, die schweizerische Bundesverfassung, der damaligen politischen Mode entsprechend, autoritärer zu gestalten. Nach dem Krieg waren es Volk und Stände, die das «Vollmachtenregime» des Bundesrates, eine Folge des Ausnahmezustandes, abschafften, um die direkte Demokratie wieder einzuführen. Alle Parteien mit Ausnahme des Landessings waren damals für die Fortsetzung der Vollmachten und gegen mehr direkte Demokratie; die SVP-Vorgängerin BGB übrigens inklusive.

Rechtsstaat bedeutet, dass man sich ans Recht hält, und in der Schweiz bestimmen Volk und Stände das Recht. Das mag für Länder ohne lange demokratische Tradition nicht aufgehen, aber wir Schweizer sind mit diesem System bisher sehr gut gefahren. Wir haben keine politischen Behörden oder Verfassungsgerichte, die in einem abgehobenen Sinn den Rechtsstaat für sich gepachtet haben oder eine überlegene rechtsstaatliche Sicht beanspruchen.

Im Gegenteil. Die Schweiz steht historisch gesehen für das Wagnis, dass die Bürger in der direkten Demokratie selber die Hüter ihrer rechtsstaatlichen Ordnung sind. Sogar die unübersteigbaren Schranken ihrer Demokratie, das zwingende Völkerrecht, haben die Schweizer sich selber auferlegt. Das Schlüsselwort heisst «selber». Nicht das Resultat, das direkt demokratische Verfahren macht in der Schweiz den Rechtsstaat aus.

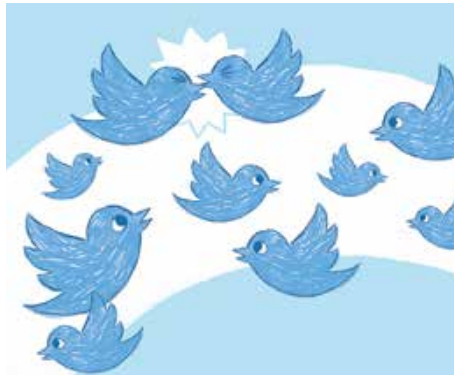
Diese staatsphilosophische Dimension schwingt im Streit um die Durchsetzungsinitiative immer mit. Wer macht in der Schweiz die Gesetze? Wer ist der oberste Verfassungsgeber? Das von Richtern, Bundesräten und Politikern von oben gestreute Misstrauen gegen die rechtsstaatliche Reife des Volks ist gefährlich. Dahinter steckt ein undemokratischer Wille zur Macht, ein Plan zur Ausschaltung der Bürger als oberste Instanz des Rechtsstaats.

Es ist in Europa ganz allgemein wieder Mode geworden, Rechtsordnungen und Gesetze diktatorisch an den Bürgern vorbei von oben wie selbstverständlich ausser Kraft zu setzen. Die Stichworte heissen: Asylgesetze, Schengen, Dublin, Euro. Dieser Hang zur Aufweichung rechtsstaatlicher Strukturen schlägt auch auf brüsselsensible Gemüter um die Schweizer Regierung durch.

Wieder einmal müssen sich Volk und Stände als Hüter von Demokratie und Rechtsstaat bewähren.



*Liberaler Hardliner:* Pierre Maudet. Seite 32



*Ich twittere, also bin ich:* Seite 44



*Schlacht um Aleppo:* Seite 48



*Generalüberholt:* Ildikó von Kürthy. Seite 54

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Die langen Finger des Staates
- 9 Im Auge Gianni Vincenzo Infantino
- 10 Geldpolitik Für die Bürger
- 10 Europa Realismus setzt sich durch
- 11 Asylpolitik Frau Sommaruga, bitte aufwachen!
- 11 Frauen Aber nicht die
- 12 Nachrufe Antonin Scalia, Walter Wittmann
- 12 Personenkontrolle Widmer-Schlumpf, Odier, Margelisch, Maurer, Obama, Leuthard, Oberle, ██████████ Goltermann etc.
- 14 Wohin treibt die Weltwirtschaft?  
Beunruhigende Entwicklung an Börsen und Finanzmärkten
- 16 Weltwirtschaft «In der Nullzins-Falle»
- 18 Blinder Fleck im eigenen Feld  
Für die Arbeitnehmer hat das Jahr 2016 schlecht begonnen
- 20 Die Deutschen Im Stich gelassen
- 20 Wirtschaft Hinterzimmer des Öko-Klüngels
- 21 Nato Der neue kalte Krieg
- 22 Mörgeli Uni-Experte im Twitter-Test
- 22 Bodenmann Reiner Unsinn?
- 23 Medien Ein Spiegel der Kulturen
- 23 Gesellschaft Der XX-Faktor
- 24 Darf man das?/ Leserbriefe

## Hintergrund

- 26 Die Ausbrecherin  
Die fatale Liaison der Aufseherin Angela Magdici
- 29 Essay Die Widerspruchsinitiative
- 30 Kirchenasyl Pause für den Rechtsstaat
- 31 Integration Chancen zum Aufholen
- 32 «Ich bin für die Politik gemacht»  
Pierre Maudet, 37, Wunderkind der Genfer Politik
- 34 Kreuzlingen – Eine Stadt wehrt sich  
Die zweitgrösste Stadt im Thurgau erfindet sich neu
- 36 Meerluft für das Binnenland  
Zu Besuch beim unterschätzten Musiker Peter Reber
- 39 Religion Zutritt nur mit Kopftuch
- 40 Akademischer Pfusch  
Die Dissertation von Dr. iur. Dr. iur. h. c. Markus Notter
- 42 Jordans Bargeldverbot  
Die neue Geldpolitik der Schweizerischen Nationalbank
- 43 Finanzen Ökonom Schneider über den Angriff aufs Bargeld
- 44 Leben in 140 Zeichen  
Dem sozialen Medium Twitter droht das Aus
- 48 Die nächste Welle  
In Syrien werden immer mehr Menschen vertrieben
- 50 «In Trump we trust»  
Wer sind die Wähler von Donald Trump?



«Wo es weh tut»: Werner Herzog (r.) mit Klaus Kinski bei den Dreharbeiten zu «Cobra Verde», 1987.

## Interview

### 58 «Erschütterungen der Seele»

Werner Herzog, einer der bedeutendsten Filmemacher der Welt, spricht über sein Leben und Werk

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Jude Law, Schauspieler

### 54 Die glücklich Unzufriedene

Ildikó von Kürthy über ihre Rundumerneuerung

### 56 Top 10

### 56 Kino «Hail, Caesar!»

### 57 Jazz Ben Monder

### 62 Namen Art Déco und Wein

### 63 Hochzeit Annette Rausch und Gary Bruno Schmid

### 63 Thiel Innerschweiz

### 64 Wein Els Pics Priorat DO

### 64 Zu Tisch Restaurant «Storstad», D-Regensburg

### 65 Auto Mercedes GLC 250d 4Matic

### 66 MvH trifft Beat Schlatter, Schauspieler und Autor

## Autoren in dieser Ausgabe

### Boris Kálnoky



Der ungarische und amerikanische Staatsbürger ist Nahost-Korrespondent der *Welt* in Istanbul. In dieser Ausgabe schreibt er über die neue Bedeutung der Nato, die sich nach 25 Jahren Sorglosigkeit für einen kalten Krieg rüstet. Seite 21

### Andrea Caroni



Der Senkrechstarter aus Appenzell Ausserrhoden wurde 2011 als 31-Jähriger in den Nationalrat gewählt und sitzt seit Oktober 2015 für die

FDP im Ständerat. In seinem Essay kritisiert er die Haltung der SVP zur Durchsetzungsinitiative. Seite 29

## Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Regulierungskostenbremse**  
Der sgV fordert Abbau von unnötigen Vorschriften
- **Parteipräsidenten**  
Das wollen die Designierten für KMU tun
- **Lohnpolizei**  
BR Sommaruga ignoriert Studien, die ihr nicht passen

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)



Hello Tomorrow Emirates

Hissen Sie die  
Segel zu einer  
Mondscheinfahrt  
Wir sehen uns in Dubai

[emirates.ch](http://emirates.ch)

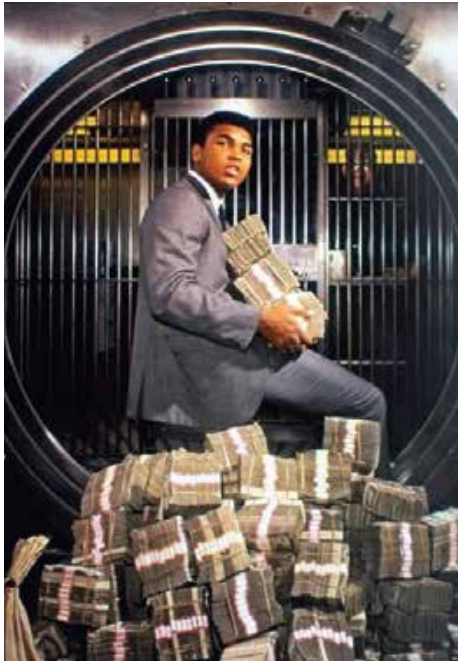
Grosszügige Gepäckbestimmungen ♦ Bis zu 2'000 Unterhaltungskanäle

Emirates fliegt zweimal täglich von Zürich und einmal täglich von Genf nach Dubai. Weitere Informationen auf [emirates.ch](http://emirates.ch), telefonisch unter 0844 111 555 oder in Ihrem Reisebüro.



## Die langen Finger des Staates

Von Peter Keller — Höchstgrenzen für Bargeldkäufe, Abschaffung der grossen Noten: Was als Verbrechensbekämpfung ausgegeben wird, ist ein Angriff auf die Freiheit und die Konten der Bürger.



Cash, bitte: Boxer Muhammad Ali, 1964.

Geld stinkt nicht – Bargeld offenbar schon. Deutschland ist daran, eine Obergrenze von 5000 Euro für Bargeldkäufe einzuführen. In Italien liegt die Grenze bei 3000 Euro, in Frankreich bei 1000 Euro. Gerade haben die EU-Finanzminister verlauten lassen, sie würden gemeinsame Limiten für Barzahlungen prüfen.

Die Begründung für diese Einschränkungen wechselt mit den gerade anfallenden Schlagzeilen: Ging es vor ein paar Jahren vornehmlich um die Bekämpfung der organisierten Kriminalität («Geldwäsche») und der Schattenwirtschaft, muss jetzt der internationale Terror herhalten. Unfreiwillig komisch agierte dabei die französische Regierung. Sie verabschiedete ihre Bargeldrestriktionen bereits 2013 unter dem Titel «Gesetz gegen die Steuerflucht». Wegen eines Formfehlers traten die Massnahmen nicht in Kraft. Nach den terroristischen Attacken im letzten Jahr fasste François Hollande nach – dieses Mal mit der Begründung, man wolle die «Finanzierung des Billigterrors» bekämpfen.

Auch Spanien, Portugal, Italien, Griechenland und die meisten osteuropäischen EU-Staaten kennen schon länger Obergrenzen für Barzahlungen. Ohne die erhofften Ergebnisse: Nach wie vor blühen in diesen Ländern die Schattenwirtschaft und die Geldwäsche, während der nördliche Teil Europas in diesen Be-

reichen deutlich besser dasteht – auch ohne gesetzliche Höchstgrenzen für Bargeld.

Parallel zur Diskussion über die Bargeldobergrenze hat sich die Europäische Zentralbank (EZB) eingeschaltet. Sie will die 500-Euro-Note aus dem Verkehr ziehen. Diese diene, so Notenbankchef Mario Draghi, immer mehr als ein «Instrument für kriminelle Aktivitäten». Der Entscheid habe jedoch nichts mit der Begrenzung oder gar Abschaffung des Bargelds zu tun, beteuert Draghi.

### Widmer-Schlumpf spurte vor

Man wird mit diesen Massnahmen genauso wenig erfolgreich sein gegen den Terror wie zuvor gegen die Geldwäsche oder die Schattenwirtschaft. Dafür geht es dem Bürger an den Kragen – oder eben ans Portemonnaie. Noch hat es keine grössere Bank gewagt, die heute herrschenden Negativzinsen an die Privatkunden weiterzugeben. Aber wie lange noch? Wie viele Menschen werden dann lieber das Geld abheben wollen, als der Bank noch Zinsen zu zahlen für ihre Ersparnisse?

Es ist so: Bargeld hinterlässt kaum Spuren. Das mag Kriminelle freuen. Aber viel entscheidender ist, dass der Angriff aufs Bargeld ein Angriff auf wichtige Freiheitsrechte der Bürger ist, wie Joachim Güntner in der NZZ formulierte. Im Gegensatz zu den realen Banknoten und Münzen ist das digitale Geld jederzeit auffindbar – auf dem Konto, auf der Kreditkartenabrechnung, auf der täglichen Konsumspur, die wir hinterlassen. Was mit dem technischen Begriff «automatischer Informationsaustausch» umschrieben wird, heisst nichts anderes, als dass der Staat Einsicht hat in das Kontoinnenleben seiner Bürger. Und man muss kein verschrobener Verschwörungstheoretiker sein, um sich vorstellen zu können, dass es von der Einsicht zum Zugriff kein weiter Schritt ist.

Ein Testlauf hat bereits stattgefunden. In Zypern wurde 2013 eine Zwangsabgabe von 47,5 Prozent auf alle Guthaben über 100 000 Euro beschlossen. In Spanien kassiert die Regierung eine Steuer von 0,03 Prozent auf Bankanlagen. Ex-Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) wollte eine Obergrenze für Bargeldzahlungen einführen. Sie spurte auch schon vor für den automatischen Informationsaustausch im Inland. Bei der Bargeldfrage geht die reale Gefahr für die Bürger definitiv nicht von Kriminellen aus – sondern vom Staat.

Mehr zum Thema: Seite 42

## Der andere Walliser



Gianni Vincenzo Infantino, Fifa-Präsident?

Der Aargau hatte ewig keinen Bundesrat und dann plötzlich zwei Bundesrätinnen, einen Katzensprung auseinander aufgewachsen. Kann, auf Weltniveau, nach einem Oberwalliser wieder ein Oberwalliser die Fifa regieren? Sepp Blatter, 79, der abtretende Padrone des skandalgeschüttelten Weltfussballverbandes, und Gianni Infantino, 45, aussichtsreicher Kandidat für die Nachfolge, sind kaum zehn Autominuten voneinander entfernt beheimatet, Blatter in Visp, Infantino in Brig. Blatter finanzierte sein Studium als Nachtportier, Infantino als Schlafwagenbegleiter. Damit enden die Gemeinsamkeiten. Freunde sind sie nicht. Der italo-schweizerische Doppelbürger Infantino ist der perfekte Secondo, Bilderbuch-Aufsteiger und Sprachen-Chamäleon. Mit seiner Mama redet er Italienisch. Mit den Geschwistern Oberwalliser Dialekt. Mit seiner libanesischen Ehefrau Englisch. Mit den vier Kindern Französisch und Italienisch, die Kinder unter sich Französisch, und mit der Mutter Arabisch, das er auch beherrscht, nebst Spanisch. Seine Eltern kamen aus Reggio Calabria an der Stiefelspitze, dort besitzt er ein Ferienhaus. Der Vater führte in Brig einen Zeitungskiosk, «il piccolo» Gianni verschlang als tägliches Brot die *Gazzetta dello Sport*. Er wolle Fussballprofi werden, schrieb der Viertklässler ins Aufsatzheft, doch als Junior im FC Brig-Glis stolperte er über seine zwei linken Füsse, deshalb der Ersatztraumberuf: «Advokat für den Fussball». Prophetisch. Seit 2000 arbeitet Infantino bei der Uefa in Nyon, seit 2009 als Generalsekretär, seit sein Chef Michel Platini mit Blatter unterging, ist er im Privatjet auf der Suche nach mindestens 105 von 209 Länderstimmen. Nur ein Europäer kann den Zerfall der Fifa aufhalten, lautet die Botschaft. Denn der Spielball rollt in der Champions League mit Infantino als stets strahlendem Zeremonienmeister der Loskugeln. Würden die Grossklubs aus der Fifa aussteigen, wäre die Weltmeisterschaft gestorben. Im grünen Nest Trélex VD, 1400 Einwohner, werden sie am Wahltag den Atem anhalten. Es droht der Wegzug des Steuerzahlers Infantino.

Peter Hartmann

## Für die Bürger

Von Beat Gygi — Das deutsche Verfassungsgericht kann die EZB in die Schranken weisen.

In Deutschland gibt das Thema «fremde Richter» zu reden. Am Dienstag trafen vor dem Bundesverfassungsgericht Gegner und Befürworter des Anleihen-Kaufprogramms OMT der Europäischen Zentralbank (EZB) aufeinander, um ihre Positionen darzulegen, bevor die Verfassungsrichter nächstens ihr letztes Urteil fällen. Es geht um die Frage, ob die EZB im Rahmen ihres Mandats gehandelt habe, als sie 2012 ihr Programm zum unbeschränkten Aufkaufen bestimmter Staats-



Kernfrage: Bundesverfassungsgericht.

papiere aus der Euro-Zone angekündigt und vorbereitet hatte. Aus Deutschland gab es Klagen dagegen, da dies auf Wirtschaftspolitik und eine versteckte Finanzierung von Staaten durch die Notenbank hinauslaufe. 2014 hatte das deutsche Verfassungsgericht diese Sicht gestützt, das Geschäft aber an den Gerichtshof der Europäischen Union (EuGH) weitergegeben, der 2015 zugunsten der EZB-Position urteilte.

### Euro-Zone als Haftungsgemeinschaft

Nun stehen die deutschen Verfassungsrichter vor der Frage, ob sie sich laut und deutlich gegen den EuGH aussprechen wollen. Aus der Sicht deutscher Bürger ist die Lage klar. Das OMT-Programm wurde bisher zwar nicht angewandt, der damit verbundene Ausspruch von EZB-Chef Mario Draghi, man werde tun, «was immer nötig sei», um den Euro zu retten, hat aber schon die volle Wirkung entfaltet: Schuldnerländer kehrten zur Unbekümmertheit zurück und liessen Reformen bleiben; die Euro-Zone gilt, auch laut EZB-Direktor Mersch, nun als Haftungsgemeinschaft. Eigenverantwortung wurde verdrängt. Und wie steht es um die Rangordnung der Gerichte? Grob gesagt: Das Verfassungsgericht ist für die Bürger da, der EuGH eher für die sogenannte europäische Integration.

## Realismus setzt sich durch

Von Wolfgang Koydl — Positive Signale aus dem Osten: Auch in Österreich denkt man daran, die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union vorübergehend auszusetzen.

Im Allgemeinen verfolgt die Schweiz recht genau, was sich in ihren Nachbarländern tut. Vorgänge in Italien, Frankreich und in Deutschland bleiben schliesslich nicht ohne Auswirkungen. Und manchmal kann man sogar etwas lernen. Nur im Osten scheint es einen blinden Fleck zu geben: Österreich. Wenn es nicht gerade ums Skifahren geht, neigen die Eidgenossen dazu, die Alpenrepublik einfach zu übersehen.

Das ist bedauerlich und kann sogar ein Fehler sein. Schliesslich ist Österreich von seiner Grösse, seiner geografischen Lage und den daraus resultierenden Problemen her durchaus mit der Schweiz vergleichbar. Manchmal könnte der Alpennachbar gar Vorbild oder Verbündeter sein, vor allem beim Streit mit der Europäischen Union.

### Importierte Arbeitslosigkeit

Seit einigen Tagen wogt in Wien eine Debatte, die Schweizern vertraut vorkommen muss. Es geht um die Personenfreizügigkeit, mithin um jenes von der EU geheiligte Prinzip, das die Schweizer Bürger mit der Masseneinwanderungsinitiative nach Brüsseler Lesart angekündigt haben. Seitdem versuchen sich Bern und Brüssel an der Quadratur des Kreises – wie sich dieses Prinzip vereinbaren lässt mit dem Wählerauftrag, den Zustrom von Arbeitskräften aus der EU in eigener Regie zu steuern.

Den Schweizern wird von ihrer Regierung und von den meisten Medien dabei oft suggeriert, dass nur sie sich von allen Europäern so bockig anstellen. (Gut, den Briten gehen ausländische Sozialschmarotzer auch auf die Nerven, aber das sind eben Briten.) Da ist es beruhigend, zu erfahren, dass österreichische Politiker nun dasselbe fordern: eine Aussetzung der Personenfreizügigkeit für EU-Arbeitskräfte per Notverordnung.

Der erste Vorstoss kam von der Arbeiterkammer, der gesetzlichen Interessenvertretung aller österreichischen Arbeitnehmer. Deren Direktor wies darauf hin, dass Österreich in der EU den dritthöchsten Anteil an ausländischen Beschäftigten und an ausländischen Arbeitslosen aufweise. Ein grosser Teil der Arbeitslosigkeit – derzeit ziemlich hohe 5,7 Prozent – sei schlichtweg importiert.

Rückendeckung erhielt der Kammerdirektor als bald von Hans Niessl, dem roten Regierungschef des Bundeslandes Burgenland, das an jene drei osteuropäischen EU-Staaten grenzt, aus denen die meisten Arbeitskräfte

kommen: Ungarn (70 000 Personen), Slowenien (18 000) und die Slowakei (27 000). Um bis zu 188 Prozent hat sich ihre Zahl in den letzten Jahren erhöht. Allein aus Ungarn strömen jeden Tag 16 000 Pendler über den Neusiedlersee ins östlichste Bundesland und verursachen ähnliche – Probleme vom Verkehr bis zum Lohndumping – wie die *frontalieri* im Tessin.

Mit dem Appell hat Niessl seinen SPÖ-Parteifreund, Bundeskanzler Werner Faymann, unter Zugzwang gesetzt. Auch dieser weiss, welchen Effekt die Zuwanderung auf den Arbeitsmarkt hat – schliesslich laufen seiner Arbeiterpartei die Arbeiter in Scharen davon. Andererseits darf es sich Faymann nicht mit Brüssel verderben. Die Folge: Nun doktert nach Bern auch Wien an einer Quadratur des Kreises herum, in deren Mittelpunkt eine Neuregelung der sogenannten «Entsende-richtlinie» steht. Das hatten vor Jahren schon die Briten versucht – bevor sie aufgaben und den Weg «Neuverhandlung oder Brexit» wählten.

Für die EU müssen die Signale aus Österreich ein Menetekel sein: Nach dem Euro und nach Schengen wankt ein weiterer Pfeiler ihres Selbstverständnisses. Für die Schweiz hingegen sind sie eine Ermutigung. Ex oriente lux – im Osten glimmt ein Hoffnungsschimmer. Realismus setzt sich durch.



Zugzwang: SPÖ-Politiker Niessl.

## Frau Sommaruga, bitte aufwachen!

Von Alex Reichmuth — Eine bunte Politikergruppe reist privat nach Eritrea und verlangt nun, dass sich Bundesbern in der Asylfrage bewegt. Der Vorgang ist peinlich für die zuständige Bundesrätin.

Wenn Politiker mit so unterschiedlichen Weltanschauungen wie die grüne Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli und der Zuger SVP-Nationalrat Thomas Aeschi mit gemeinsamen Forderungen an die Öffentlichkeit treten, muss Aussergewöhnliches passiert sein. Die beiden gehörten einer Gruppe von Politikern an, die für einige Tage nach Eritrea gereist ist, um sich ein Bild von den dortigen Lebensumständen zu machen. Aus dem kleinen Staat in Ostafrika kommen seit Jahren weitaus am meisten Asylbewerber in die Schweiz. Letztes Jahr stieg deren Zahl auf fast 10 000. Jeder vierte neue Asylant 2015 war somit ein Eritreer. Laut der Uno und Menschenrechtsorganisationen herrscht in Eritrea eine blutige Diktatur, die die Bewohner zu Tausenden in die Flucht schlägt.

Die Eritrea-Reisenden konnten vor Ort aber keine Hinweise auf unhaltbare Zustände ausmachen. Zwar betonten sie, keine Gefängnisse besucht zu haben und nicht beurteilen zu können, ob an den Berichten über Folter etwas dran ist. Sie hätten sich aber ohne Einschränkung bewegen und mit der Bevölkerung sprechen können. Eritrea sei jedenfalls kein «Nordkorea Afrikas», wie behauptet wird. In einem Brief an Asylministerin Simonetta Sommaruga (SP) verlangen die Politiker nun, dass der Bund die Verhältnisse in Eritrea mittels einer Fact-Finding-Mission abklärt, eine ständige Vertretung in der Hauptstadt Asmara prüft, Entwicklungshilfe für Eritrea leistet und einen Migrationsdialog mit der Regierung anstrebt. Unterzeichnet haben den Brief neben Aeschi und Hochuli die Nationalräte Christian Wasserfallen (FDP) und Claude Béglé (CVP).

### Bericht blieb unter dem Deckel

Bundesrätin Sommaruga stellt sich aber seit Jahren trotz immer mehr eritreischen Asylbewerbern stur auf den Standpunkt, dass deren Rückkehr unzumutbar sei. Fast jeder Eritreer, der Verfolgung im Heimatland geltend macht, kann in der Schweiz bleiben und ein, verglichen mit afrikanischen Verhältnissen, angenehmes Leben führen – was den Zustrom natürlich noch vergrössert. Selbst wenn der Bund derzeit keine Eritreer zurückschicken will, müsste er zumindest energisch auf eine Verbesserung der dortigen Verhältnisse hinarbeiten und eine Verständigung mit dem eritreischen Regime suchen. Zwar reiste schon im Januar letzten Jahres ein hoher Vertreter des Staatssekretariats für



Kein «Nordkorea Afrikas»: Teenager in Asmara.

Migration (SEM) nach Eritrea und führte Gespräche mit Experten, Diplomaten und Regierungsvertretern. Doch zu welchem Fazit er gekommen ist, darf die Öffentlichkeit nicht wissen. Simonetta Sommaruga erklärte den entsprechenden Bericht für vertraulich. Wahrnehmbare Veränderungen in ihrer Haltung bezüglich Eritrea blieben aus.

Dass nun eine Politikergruppe auf eigene Faust aktiv wird und von der SP-Bundesrätin verlangt, was diese schon längst hätte veranlassen müssen, ist peinlich für Sommaruga. Denn gerade die gemeinsamen Forderungen der politisch heterogenen Eritrea-Reisegruppe zeigt, dass es unter den Parteien wohl breite Zustimmung gibt, das «Eritrea-Problem» endlich anzugehen.

Dieses scheint im laufenden Jahr gar noch grösser zu werden: Im Januar kamen 233 eritreische Asylbewerber an, stattliche 60 Prozent mehr als im Januar 2015. Insgesamt wurden im letzten Monat 3618 Asylgesuche verzeichnet – eine Steigerung um 131 Prozent, verglichen mit dem Vorjahr. Das SEM hob in seiner Mitteilung aber die Abnahme der Gesuche um ein Viertel gegenüber Dezember 2015 hervor, die wohl rein jahreszeitlich begründet ist. Der Eindruck verfestigt sich, dass Sommarugas Departement die alarmierende Situation im Asylwesen weiter verschläft.

## Aber nicht die

Von Claudia Schumacher — Die gute alte Stutenbissigkeit bei den FDP-Frauen.

Es fällt schwer, jetzt nicht zynisch zu werden: Frauen, diesmal die Damen der FDP, sind wieder einmal damit befasst, fein säuberlich und sehenden Auges einen Schuss ins eigene Knie vorzubereiten. Man kann das live verfolgen. Die Medien berichten.

«Nur weil sie eine Frau ist, werden wir sie nicht per se unterstützen», sagt Claudine Esseiva, Generalsekretärin der FDP-Frauen, über Petra Gössi, Schwyzer Nationalrätin und einzige Kandidatin für das FDP-Präsidium. Halt! Wir sind im falschen Film. Denn: «Wir freuen uns über die Kandidatur von Petra Gössi, einer patenten und dezidiert liberalen Politikerin und Frau mit Rückgrat, die sich als Nationalrätin bereits bewährt hat», würde Esseiva, Befürworterin der Frauenquote, über Gössi sagen – im richtigen Film. Ganz gleich, ob das dann eine ehrliche Aussage oder strategisches Politiker-gewächs wäre: Als organisierte Frauenlobby der Liberalen sind die FDP-Frauen nun einmal per definitionem dazu da, Frauen zu fördern. Kandidiert eine Frau für das Präsidium, haben die anderen hinter ihr zu stehen. Offenbar ist das nicht möglich. Obwohl es momentan nicht einmal einen anderen Kandidaten als Gössi gibt. Eine Frauenorganisation, die Frauen nicht fördert, kann sich genauso gut auflösen.

Der grösste Feind der Frauen seien die Frauen selbst, heisst es immer wieder. Das klingt albern, und man würde es gerne als falsch abtun. Leider gibt es immer wieder Beispiele, die das belegen. Was viele Frauen berichten, ist auch mir schon passiert: Ein einziges Mal hat mir jemand im Berufsleben gesagt, ich würde aufgrund des Aussehens bevorzugt behandelt. Es war eine Frau. Pikanterweise sogar eine, die sich als Feministin bezeichnet. Nachdem sie mit mir fertig war, dachte sie laut über ihre Beine nach, die sie zu wenig filigran findet, um häufiger Röcke zu tragen, was aber vielleicht gut wäre, um von männlichen Kollegen stärker gefördert zu werden. So viel zur tiefen Integrität mancher Feministin. Übrigens: Die Beine der Kollegin sind hübsch. Nur ist auch das eine Wahrheit: Im Durchschnitt wollen Frauen fünf Kilo weniger wiegen, als Männer es sich wünschen. Warum? Wegen der anderen Frauen, die sie härter und kritischer beurteilen. Schliessen wir mit einem Zitat Madeleine Albright: «Es gibt einen speziellen Ort in der Hölle für Frauen, die anderen Frauen nicht helfen.» Also: Gössi for president! Und: Meine frühere Kollegin verdient eine Beförderung!

## Nachrufe



Die Absicht der Verfassungsgebers: Richter Scalia.

**Antonin Scalia (1936–2016)** — Verfassungsgerichte sind ein Machtfaktor. Der amerikanische Supreme Court als Machtfaktor – die geradezu brutale Reaktion auf den plötzlichen Tod des Richters Antonin Scalia hat dies mit aller Deutlichkeit bestätigt. Nicht seine Person steht im Mittelpunkt der Diskussion, sondern dass mit dem Ausscheiden dieses erzkonservativen Richters die bisherige Mehrheit der Konservativen im Supreme Court wegfällt, weshalb die Frage nach seinem Nachfolger immense politische Bedeutung zukommt. Scalia, geboren 1936 und 1986 zum ersten italienischstämmigen Richter am Supreme Court ernannt, gilt als einer der extremsten Verfechter der Lehre von der sogenannten *original intent*, nach welcher bei der Auslegung der Verfassung von der Intention der Verfassungsgeber auszugehen ist. Unerfindlich bleibt dabei, wie man verfassungsrechtliche Fragen, die vor 200 Jahren unbekannt waren, nach Absicht der Verfassungsgeber beurteilen kann.

Scala hielt die Hinrichtung Minderjähriger nicht für verfassungswidrig. 2011 war er in Verkennung der Realität von Videospielen Wortführer eines Urteils, laut dem die ökonomischen Interessen der Games-Industrie von Verfassung wegen höher einzustufen sind als das ethische Interesse, Kinder und Jugendliche vor Gewaltspielen zu schützen; dies unter anderem mit der Begründung, schon in «Grimms Märchen» und bei Homer finde man Gewaltscenen, die man Kindern stets zugemutet habe, sowie mit einem Hinweis auf Dantes «Inferno».

Martin Schubarth



Begnadeter Publizist: Ökonom Wittmann.

**Walter Wittmann (1935–2016)** – Seine klare und liebenswürdige Stimme am Telefon kontrastierte oft mit den streitbaren Voten und Thesen, die er zeit seines Lebens vertrat. Der Bündner Ökonom Walter Wittmann, der seine akademische Karriere hauptsächlich an der Universität von Freiburg absolvierte, zählte zu jenen seltenen Personen, deren Haltung auf ehrbaren Werten und Tugenden beruht, ohne sich dabei dem Neuen, dem Wandel und der Veränderung zu verschliessen. Wittmann war ein klassischer Liberaler, der sich nie zur polemischen oder populistischen Effekthascherei verleiten liess. Das hatte er gar nicht nötig, angesichts seiner Kompetenz, die er als Mitglied der Eidgenössischen Kartellkommission und als Präsident der Vereinigung für Zukunftsforschung einbrachte. Wittmann war ein begnadeter Publizist, der viele Entwicklungen vorwegnahm. Bereits in den 1980er Jahren befasste er sich mit dem Phänomen der Innovation, erkannte die aufziehende Globalisierung und zählte zu den Vorreitern, die die Mythen der Schweiz kritisch hinterfragten. Im Jahr 1998 wurde Wittmann emeritiert, was ihn noch mehr anspornte. Zeitweilig veröffentlichte er in jährlicher Kadenz ein Buch. Geradezu visionär erkannte er, wie der «helvetische Filz» auseinanderbrach – unter der Last des Swissair-Grundings, dem Beinahe-Crash der Credit Suisse (schon damals!), angesichts der schwindenden Bedeutung der Armee, der Existenzkrise der FDP. Der angesehene Wirtschaftswissenschaftler ist am Freitag nach kurzer Leidenszeit achtzigjährig verstorben.

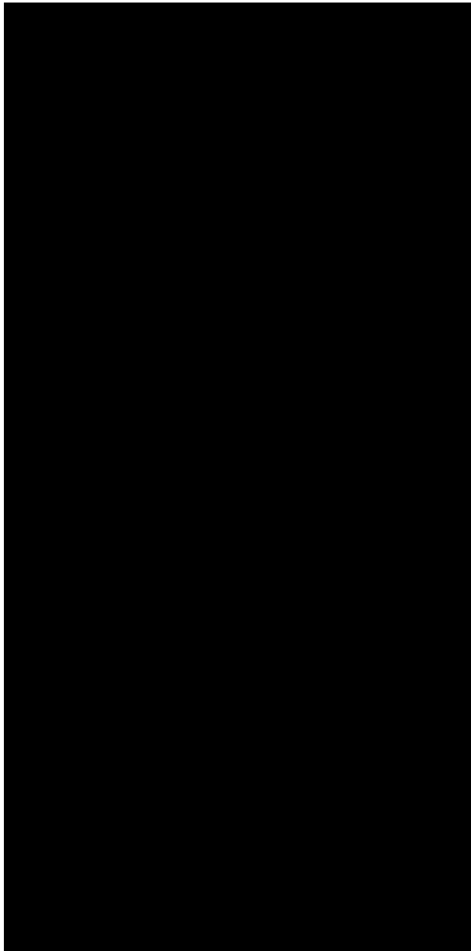
Claude Baumann

## Personenkontrolle

**Widmer-Schlumpf, Odier, Margelisch, Maurer, Obama, Leuthard, Oberle, ██████████, Goltermann, Glasl, Wildberger, Krättli, Huber, Gujer, Tunde**

Die altherwürdige Bankiervereinigung tritt beherzt für das Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) ein, das noch von der ehemaligen Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) paraphiert wurde. Seit klar ist, dass ein Rückweisungsantrag in der zuständigen Ständeratskommission auf fruchtbaren Boden stossen würde, weibelte die Bankiervereinigung um Präsident **Patrick Odier** und Direktor **Claude-Alain Margelisch**, um das Gesetz doch noch durchzubringen. Am Dienstag, bevor sich die Ratsherren zur Beratung hinter verschlossenen Türen zurückgezogen haben, flehte die Bankiervereinigung jene vier Kommissionsmitglieder einzeln an, die ein Twitter-Konto besitzen: «Bitte denken Sie dran: 95 Prozent des Finanzplatzes wollen FIDLEG/FINIG (mit Anpassungen).» Verkehrte Welt: Die Banken fordern mehr Regulierung und mehr Bürokratie. Am Schluss fand die Kommission einen gutschweizerischen Kompromiss: Die Vorlage wird auf den Sommer verlagert. In der Zwischenzeit hat das Departement von **Ueli Maurer** (SVP) Gelegenheit, das Fidleg in wichtigen Punkten nachzubessern und etwa Erleichterungen für nur im Inland tätige Banken zu beschliessen. Der neue Finanzminister schien über die informelle Rückweisung nicht besonders unglücklich zu sein. (fsc)

Wie US-Präsident **Barack Obama** den Kongress ausschalten konnte, um seine Klimapolitik durchzupeitschen, wurde auch mit Geld der Schweizer Steuerzahler ausgetüfelt. Das Bundesamt für Umwelt (Bafu) habe «bei einem international führenden Klimarechtsexperten, der an einer amerikanischen Universität lehrt», für 20 000 Dollar eine geheime Studie in Auftrag gegeben, verriet Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) im Dezember 2014 auf eine Frage von SVP-Nationalrat **Hansjörg Knecht**. Der damalige Bafu-Direktor **Bruno Oberle** beteuerte später, die Schweiz wolle sich nur davor hüten, dass die USA, wie schon 1997 in Kioto, bei der Konferenz von Paris im Dezember 2015 eine strenge Klimapolitik durchsetzten, sich aber selber davon abmeldeten. Dieser Fall ist schon eingetreten: Der Supreme Court stoppte letzte Woche Obama – die Schweizer wollen gleichwohl die globalen Musterknaben spielen. (sär)



Viel Häme von Lesern musste NZZ-Chefredaktor Eric Gujer auf der Website der eigenen Publikationen begegnen. In einem Online-Artikel über die Durchsetzungsinitiative («Integration statt Ausschaffung») hatte er die Frage aufgeworfen, ob Zürich als «die europäische Hauptstadt der Start-ups» wohl noch genügend innovative Köpfe anziehen würde, «wenn sie sich keine sichere Zukunft aufbauen



**Probleme mit Leserkomentaren:** Eric Gujer.

können, weil sie damit rechnen müssen, wegen zweier Bagatelldelikte abgeschoben zu werden». Nach grösstenteils 63 kritischen Leserkomentaren wurde die Kommentarfunktion abgeschaltet. Dazu die NZZ: «Die Kommentarfunktion war in diesem Fall über das Wochenende ohne Unterbruch während mehr als 48 Stunden geöffnet. Das ist eine vergleichsweise lange Zeitspanne.» Ein Blick auf die Kommentare lässt Zweifel aufkommen: Leserkommentar Nummer 1 stammt von Freitag, 14.42 Uhr, Kommentar Nummer 63 stammt vom selben Tag um 18.45 Uhr. (fs)

Was für ein Schicksal: Seit mehr als einem Vierteljahrhundert sitzt der nigerianische



**Globale Musterknaben:** Oberle, Leuthard.



**Mehr Regulierung:** Patrick Odier.

Luftwaffenmajor Abacha Tunde mutterseeleallein im Weltall fest – von den Russen 1990 zurückgelassen auf einer streng geheimen Raumstation. Dies jedenfalls behauptet ein gewisser Dr. Bakare Tunde, der sich als Bruder des «ersten nigerianischen Astronauten» ausgibt und per E-Mail weltweit Spenden für eine Rettungsaktion sammelt. Denn obwohl sich Abacha «gut fühlt, will er nun nach Hause». Hinter der Bettel-Mail steht die berühmte Nigeria Connection, die seit Jahren ihr Unwesen treibt. Bislang waren ihre betrügerischen Geschichten aus dem blauen Himmel gegriffen. Nun scheint sie buchstäblich nach den Sternen zu greifen. (ky.)

## Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für WiFi und Internet.



Raphael Foucault  
Account Manager  
Hospitality & Education

Ob Bar, Restaurant, Hotel oder Schule – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Für sämtliche Fragen zur Digitalisierung eines Gastronomie- oder Ausbildungsbetriebs liefern wir die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Raphael Foucault | Tel. 044 577 77 99 | [upc-cablecom.biz](http://upc-cablecom.biz)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom  
business

# Wohin treibt die Weltwirtschaft?

*Von Beat Gygi* — Der Boom in den Schwellenländern ist zu Ende, und in den Industrieländern suchen die Investoren verzweifelt nach Verwendungsmöglichkeiten für ihr Geld. Die Notenbanken blockieren die Entwicklung.

Was ist an den Börsen und Finanzmärkten los? Seit Jahresanfang haben Aktienkurse und Rohstoffpreise viele wilde Sprünge gemacht, meist nach unten. Tag für Tag werden Werte vernichtet, an die man vor Weihnachten noch fest geglaubt hatte. Die Aktien von Grossbanken wie Credit Suisse, UBS und Deutsche Bank werden schon fast zum Schrottpreis gehandelt, trotz aller Beteuerungen der Bankmanager, ihre Bilanzen seien gesund. Klar, die Preisbewegungen sind zunächst oberflächliche Kratzer, die vielleicht bald verschwinden, aber viele fürchten, dass sich das Ganze zu ernsthaften Verletzungen der Wirtschaft entwickeln könnte. In Marktstudien ist plötzlich die Rede von Parallelen zur grossen Rezession von 2008. Einige Investoren ziehen mit Blick auf das hektische Auf und Ab an den Börsen sogar schon Parallelen zu 1929, als die Märkte und die Weltwirtschaft für mehrere Jahre im dunklen Abgrund versanken.

Wo treibt die Weltwirtschaft hin? Stellt sie noch ein einigermaßen festes Gefüge dar, oder ist das ganze Gebilde nach Aufschwung und Ausdehnung allmählich am Auseinanderfallen? Brechen eventuell schon Teile weg, die unkontrolliert in die Tiefe sausen? Beobachtern fällt eine Beurteilung nicht leicht. Der Zürcher Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann weist darauf hin, dass in den Schwellenländern ein jahrelanger Investitionszyklus nach Aufschwung und Boom nun zu Ende gehe. Die Industrieländer, also der «Norden», ziehe seine damals investierten Mittel nun wieder aus dem «Süden» zurück.

## «Entkommunisierung» der Wirtschaft

Nach den Worten des in Madrid tätigen Ökonomeprofessors Philipp Bagus (siehe Interview auf Seite 16) ist in China ein besonders langer Konjunkturzyklus am Ende angelangt. Bagus sagt, in China habe ein riesiges Wachstum der Geldmenge einen Boom ausgelöst, der auch deswegen derart lange dauern konnte, weil die allmähliche «Entkommunisierung» der Wirtschaft ein zusätzliches reales Wachstum in Gang gesetzt habe. Das habe in den letzten zwanzig, dreissig Jahren ungeahnte Wachstumskräfte freigesetzt. Diese Entfesselung habe lange Zeit die Tatsache überdeckt, dass es dabei auch viele Fehlinvestitionen gegeben habe, die beispielsweise zu einer Immobilienblase führten. Nun aber scheine der Schwung zu erlahmen.

Straumann legt dar, dass der Rückzug des Kapitals aus den Schwellenländern nach dem Boom eigentlich einem bekannten Muster entspreche, das grosse Rätsel aber laute: Was macht der Norden mit dem Geld? Noch nie in der Wirtschaftsgeschichte habe man es erlebt, dass die Zinsen am Ende eines Zyklus null

## Offenbar gibt es zwei Welten: einerseits die der Medien, andererseits den Geschäftsalltag.

oder negativ gewesen seien und die Investoren derart orientierungslos nach Anlagemöglichkeiten gesucht hätten. Wie Bagus in untenstehendem Interview erläutert, ist es vor allem die Nullzinspolitik der Notenbanken, die quasi das ganze System in einen ausserordentlichen Zustand versetzt hat.

Was merkt man davon in der Schweiz? Sparer und Pensionskassen werden langsam enteignet, aber in der Realwirtschaft sind trotz Finanzmarkturbulenzen keine panischen Reaktionen zu sehen. Die Aufregung in den Medien und an den Finanzmärkten färbt offenbar nicht direkt auf die Unternehmen der sogenannten Realwirtschaft ab. Der Ökonomeprofessor und Leiter der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich, Jan-Egbert Sturm, vermutet, dass die jüngsten Schwankungen an den Finanz-

märkten die Unsicherheit in der Wirtschaft zwar erhöht hätten, dies sich aber noch nicht im Verhalten der Unternehmensführungen zeige. Die Befindlichkeit der Finanzmarktteilnehmer, das sogenannte Sentiment, komme in Umfragedaten und harten Zahlen auf Firmenebene bisher nicht zum Ausdruck.

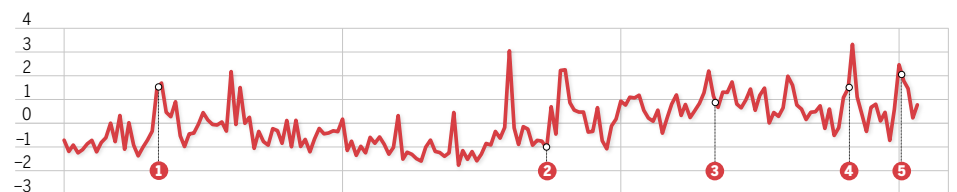
## Gelassenheit bei den Firmen

Offenbar gibt es zwei Welten: einerseits die der Nachrichten, Medien und Marktstimmungen, andererseits den Geschäftsalltag. Die Grafik unten zeigt, dass die beiden Bereiche nicht immer gleich ticken. Im oberen Teil wird dargestellt, wie stark Nachrichten und Medienmeldungen im Zeitablauf Unsicherheit thematisierten. Der Terroranschlag 9/11 im September 2001 in New York liess den Unsicherheitsindikator nach oben schnellen, aber später gab es Phasen mit noch stärkeren Unsicherheitssignalen, etwa beim Ausbruch der Finanzkrise 2007 oder bei der Annahme der Initiative gegen die Masseneinwanderung 2014. Bei Werten über null ist die Nachrichtenlage überdurchschnittlich «unsicher», und die Grafik zeigt, dass die Werte seit der Finanzkrise höher sind als vorher. Entweder hat die Unsicherheit tatsächlich zugenommen oder die Medien haben ihre Massstäbe verändert.

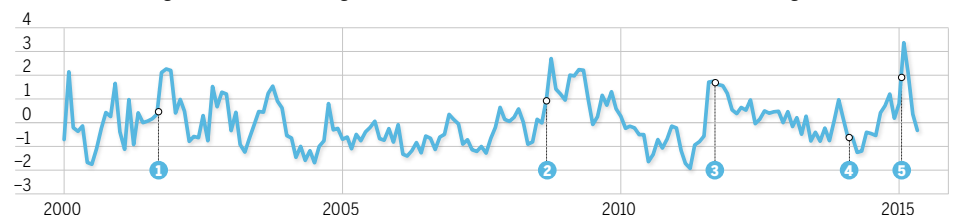
Angesichts der jüngsten Nervosität an den Märkten und in den Medien stellt sich die

## Unternehmen und Öffentlichkeit im Bann der Unsicherheit

Nachrichten zum Thema Unsicherheit in Schweizer Medien; Häufigkeiten, normiert



Geschäftserwartungen in den Firmen bezüglich der näheren Zukunft, normiert; hohe Werte bedeuten grosse Unsicherheit



- 1 Terrorangriff 9/11
- 2 Zusammenbruch Lehman Brothers
- 3 Massive Erstarkung des Frankens, 2011
- 4 Annahme der Masseneinwanderungsinitiative, Febr. 2014
- 5 Erstarkung des Frankens nach Aufhebung der Euro-Kursuntergrenze, 2015

QUELLE: KONJUNKTURFORSCHUNGSSTELLE (KOF) DER ETH ZÜRICH

## Wiederkehrende Angstzustände.



*Wenn der Boom zu Ende geht.*

Frage, ob diese Art von Sentiment eins zu eins auf die Beurteilung der Geschäftsaussichten in den Unternehmen abfärbt. Die Antwort ist nein. Der untere Teil der Grafik zeigt, wie stark die Firmenleitungen bei der Beurteilung der Geschäftsaussichten Unsicherheit empfinden. Aus dieser Sicht erschien den Firmenchefs damals die Finanzkrise weniger bedrohlich als den Medien, umgekehrt hat der Zusammenbruch von Lehman Brothers die Geschäftswelt besonders erschreckt, die Medien kamen erst hinterher. Der allergrösste Unsicherheitsimpuls ging für die Firmen von der Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze im Januar 2015 aus. Und besonders pikant ist die Beobachtung, dass die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative in der Unternehmenswelt kaum ein Schulterzucken auslöste, während die Medien und Öffentlichkeitsarbeit damals besonders eifrig auf Verunsicherungen hinwiesen.

Die jüngste KOF-Konjunktur- und -Investitionsumfrage unter Schweizer Firmen deutet

ebenfalls auf Gelassenheit hin. Die Frankenaufwertung ist zu einem guten Teil verdaut worden. Die Beurteilung der Geschäftslage ist zwar lange nicht so optimistisch wie zwischen 2011 und 2014, aber nicht so pessimistisch wie in der Finanzkrise, und alles in allem sind die günstigen Einschätzungen mindestens so zahlreich wie die negativen. Es passt in dieses Bild der mittelmässigen Zufriedenheit, dass die Firmen bezüglich Investitionen vorsichtig sind, zwar schon einige Expansionspläne haben, sich aber keineswegs auf einen Boom einstellen.

Das ist nicht erstaunlich, denn quer durch die Weltmärkte wird die Nachfrage schwächer. Dieser Befund zeichnet sich heute nach den jüngsten Schwächezeichen aus China noch deutlicher ab als vor einigen Wochen. Und in den USA sind die Aussichten ebenfalls etwas trüber geworden. Die Notenbank Fed hat die Leitzinsen Ende Januar unverändert gelassen, nachdem sie im Dezember einen ersten Schritt zur Erhöhung getan hatte. Eigentlich hatte

man damals eine ganze Serie von Steigerungen erwartet, eine Art Treppchen, das zu einer allmählichen Normalisierung der Zinsen führen sollte. Diese Absicht gab vor Weihnachten noch Anlass zur Hoffnung, dass die US-Wirtschaft nun zunehmend in Schwung kommen werde.

#### **Kommen die USA auf Touren?**

Dass die Notenbank aber nach dem ersten Schritt schon hängenbleibt, dämpft die Stimmung und gilt als Anzeichen dafür, dass die Währungshüter nicht sicher sind, ob die amerikanische Wirtschaft wirklich auf Touren kommt.

Sollte der Wirtschaftsmotor USA wieder zu stottern beginnen, müsste man sich auch in der Schweiz auf flauere Zeiten einstellen. Die hiesigen Firmen hätten vermehrt Probleme, die Kunden im Ausland bei Laune zu halten, und der Frankenkurs könnte wieder anziehen. Gerade in angespannten Zeiten dürfte der Abwertungswettlauf zwischen Euro, Dollar,

dem chinesischen Yuan und dem japanischen Yen noch härter werden – mit der Folge, dass der Franken weiter an Wert gewinnen wird.

Natürlich beschäftigen sich jetzt Heerscharen von Experten in Staatsstellen, internationalen Organisationen, an Hochschulen und in Think-Tanks mit dem Problem, wie die Nachfrage in der Weltwirtschaft angeregt werden könnte. Die OECD, die EU-Bürokratie oder der Internationale Währungsfonds formulieren Rezepte, aber das meiste geht am Grundproblem vorbei.

Wenn man es etwas locker formuliert, muss man sagen: Das Neue an der heutigen Situation ist, dass die Wirtschafts- und Geldpolitik mit den bisherigen Instrumenten und Medikamenten nicht mehr weiterkommt. Die Politiker und Notenbanker wollen dies aber nicht wahrhaben und versuchen immer wieder, mit einer Überdosis Geldversorgung doch noch etwas zu erreichen. Jaime Caruana, General Manager der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, hat kürzlich in einer Publikation den Finger auf die Wunde gelegt. Wenn ein Boom dadurch entstehe, dass Kredite an Firmen und Staaten massiv ausgeweitet würden und dies zu enormen Investitionen führe, dann sei die Wahrscheinlichkeit hoch, dass es viele Fehlinvestitionen geben werde. Wenn ein solcher Boom zusammenbricht, dann ist man nicht in einer normalen Rezession, die sich durch eine reger werdende Nachfrage von Konsumenten oder Auslandskunden rasch überwinden lässt.

#### **Der Versuch, der Rosskur auszuweichen**

Nein, dann wäre viel aufzuräumen. Die ganzen fehlgeleiteten Investitionen wären zu bereinigen, bevor man wieder normal arbeiten kann, man müsste wertlos gewordene Bilanzposten abschreiben und die angehäuften Schulden zurückzahlen. Aber das täte weh, deshalb suchen die Politiker einer solchen Rosskur auszuweichen. Lieber schicken sie die Notenbanken vor, um den Staaten und Firmen noch mehr Geld in die Taschen zu stopfen, notfalls gratis, um die Probleme so zu übertünchen. Aber eben, die Firmen können mit dem Geld kaum Sinnvolles unternehmen, so steckt man es in Liegenschaften oder unter die Matratze.

Nach der Einschätzung von Bagus könnte es im günstigen Fall gelingen, durch ein starkes reales Wachstum die Überschuldung abzubauen. Aber um das zu erreichen, wären tiefgreifende Strukturreformen unerlässlich, Vorhaben, die in den heutigen Mitte-links-Wählerschaften kaum durchsetzbar sind. In der heutigen Realität wird das Geschehen vielmehr dominiert von einer grossen Koalition aus bequemen Politikern, die das Aufräumen scheuen, und von Notenbankern, welche eifertig die ganze Unordnung provisorisch überpinseln. Da wird noch mancher Teil unkontrolliert in die Tiefe sausen. ○



«Ich sehe kaum Hoffnung»: Ökonom Bagus.

### **Weltwirtschaft**

## **«In der Nullzins-Falle»**

**Von Beat Gygi — Ökonom Philipp Bagus zu den zerstörerischen Auswirkungen der gegenwärtigen Geldpolitik und zur Unmöglichkeit, aus der Sackgasse herauszukommen.**

Der in Madrid tätige Ökonomieprofessor Philipp Bagus, 35, zählt zu den prominentesten Kritikern des Euro und der Nullzins-Politik der Notenbanken. Er sagt, wie falsch gesetzte Zinsen zu Fehlinvestitionen führen und zur Belastung für Gesellschaften werden.

#### **Herr Bagus, wo sehen Sie in der Weltwirtschaft zurzeit die grössten Risiken?**

Die liegen vor allem in den Auswirkungen der Geldpolitik der Zentralbanken. Es sind die Niedrig- und Nullzinsen, die dazu führen, dass anhaltend falsch investiert wird und dass frühere Fehlinvestitionen nicht oder nur sehr schleppend abgebaut werden. Die strukturellen Verzerrungen bleiben erhalten.

#### **Viele Unternehmen haben in ihren Bilanzen einiges abgeschrieben. Zu wenig?**

Im Privatsektor wurden einige Fehler des vergangenen Booms korrigiert. Aber es sind neue Fehlinvestitionen hinzugekommen, die gravierendsten im öffentlichen Sektor. Der Staatsapparat wurde aufgebläht, und eine Redimensionierung zeichnet sich nicht ab, vor allem in Südeuropa nicht. Letztlich stellt der ganze Wohlfahrtsstaat grossenteils eine riesige Fehlinvestition dar, die durch die Nullzins-Politik in diesem ungesunden Umfang erhalten bleibt.

#### **Was müsste denn geschehen?**

Nötig wären Reformen der Sozialsysteme und andere Strukturreformen wie eine Liberalisierung der Arbeitsmärkte, um die Wirtschaft wieder auf eine gesunde Basis zu stellen. Aber das wird hinausgeschoben, solange die Niedrigzins-Politik herrscht, denn diese nimmt allen Druck zu Veränderungen weg. Schauen Sie sich Spanien an. Nach der Finanzkrise gab es vielversprechende Reformen, aber der Ausspruch von Mario Draghi, Chef der Europäischen Zentralbank (EZB), im Sommer 2012, er werde geldpolitisch alles tun, was es brauche, um den Euro zu retten, liess alle Bemühungen erlahmen. Jetzt geht gar nichts mehr, und die neue Regierung wird die Reformen vielleicht sogar zurückdrehen.

#### **Was brächten höhere Zinsen?**

Es ergäben sich Anreize zum Sparen, und zugleich hätten Investoren wieder Orientierungshilfen. Normalerweise sollte der Zins ja dazu dienen, beim Investieren die Spreu vom Weizen zu trennen, also die guten von den schlechten Projekten zu unterscheiden. Wenn aber am Markt die Renditen null oder sogar negativ sind, dann kann man das Geld in wertvernichtende Projekte stecken, ohne dass man dafür bestraft wird. Der Wohlfahrtsstaat ist eines dieser wertvernichtenden Projekte. Irgendwann wird sich das rächen.



### Aber vorläufig verschlimmert man die Verhältnisse laufend?

Ja, in Europa sucht man die Abschreibung fehlgeleiteter Investitionen und den Schuldenabbau zu vermeiden. Man hofft darauf, dass sich die Staatsdefizite durch die verringerte Arbeitslosigkeit wegzaubern lassen. Die Verschwendung von Ressourcen läuft derweil einfach weiter.

### Sind die USA weiter fortgeschritten in Richtung Gesundung der Verhältnisse, oder war die erste kleine Zinserhöhung noch keine richtige Bewegung dahin?

Nach meiner Einschätzung ist der Bankensektor in den USA etwas weniger marod als in Europa. Man muss aber berücksichtigen, dass die US-Notenbank die Zinsen schon in der Finanzkrise gegen null drückte und länger dort hielt als die EZB. In der ersten Zeit nach der Finanzkrise war die Zinspolitik der EZB mit Jean-Claude Trichet an der Spitze weniger schädlich als die der amerikanischen Notenbank. Es ist schon kurios. In was für einer Welt leben wir, dass man Trichet nachtrauern muss?

### Die EZB hatte damals ja zunächst die Zinsen erhöht.

Ja, die USA dagegen haben mit ihrer Politik der frühen Zinssenkungen auch gravierende Verwerfungen in Schwellenländern hervorgerufen. In China zeigt sich das nun be-

sonders schmerzhaft, da scheint jetzt der typische österreichische Konjunkturzyklus zu Ende zu gehen.

### Was sind die Anzeichen?

Es ist beispielsweise zu einer Immobilienblase gekommen, die Regierung hat enorme Investitionen in leerstehende Städte getätigt. Nun scheint sie das Ganze nicht mehr unter Kontrolle halten zu können, so dass die Blase wohl platzen dürfte.

### Die US-Geldpolitik stimmt also auch nicht optimistisch?

Im Grunde sehe ich die amerikanische Geldpolitik noch kritischer als die europäische. Klar, die amerikanische Wirtschaft ist flexibler als jene in Europa. Strukturen werden rascher angepasst. Aber nach einer derart langen Zeit der Null- und Niedrigzins-Politik sind die Verwerfungen doch sehr gross, nicht nur national, sondern eben auch international.

### Wann kann in Europa eine neue Dynamik entstehen?

Ich sehe kaum Hoffnung. Man hat sich in Europa wie auch in den USA in eine Sackgasse manövriert, ich nenne es die Nullzins-Falle. Wenn man da einmal drin ist, kommt man nur sehr schwer wieder hinaus. Aus politischen Gründen. Mit Nullzinsen wird eine wacklige und stark verschuldete Wirtschaft am Leben erhalten. Wenn

man die Zinsen erhöhen würde, müssten die mit schweren Schulden beladenen Haushalte, Firmen und Staatsstellen plötzlich viel höhere Zinszahlungen leisten. Wenn die Hypothekarzinsen auf ein normales Niveau kämen, würde das viele Hauseigentümer in den Konkurs treiben. Und die Staaten sind so hoch verschuldet, dass sie bei einer Erhöhung der Zinsen in Richtung normales Niveau einen Schuldenschnitt machen müssten. Das würde die Banken so hart treffen, dass man das Finanzsystem reformieren müsste.

### Es gäbe also einen Totalzusammenbruch?

Man müsste jedenfalls eine Währungs- und Banken- sowie eine Staatsfinanzreform gleichzeitig durchführen. So eine Währungs- und Finanzreform, die auch eine Rekapitalisierung des Bankensektors beinhaltet, ist übrigens leichter durchführbar, wenn es kein Bargeld mehr gibt. Das mag die jüngsten Bewegungen in diese Richtung mit erklären.

### Wer trägt die Verantwortung?

Die Notenbanken haben eine enorme Macht, indem sie die Wirtschaftspolitik mitbestimmen können. Letztlich machen sie aber genau das, was die Politiker wollen, denn die Politik bestimmt ja die personelle Besetzung der Zentralbanken. Ein Mann wie Axel Weber hatte keine Chance, an die Spitze der EZB zu gelangen, so kam Mario Draghi. Es war eine politische Entscheidung.

Bild: © Le Gruyère AOP

# www.



# .swiss

Machen Sie es wie die Schweizer Traditionsmarke Le Gruyère AOP und holen Sie sich jetzt die neue .swiss-Domain für Ihr Unternehmen. [www.hostpoint.ch](http://www.hostpoint.ch)

 **HOSTPOINT**



Lohnkosten sind vielfach nicht mehr Verhandlungssache: Gleisbauer in Freiburg.

## Arbeitsmarkt

# Blinder Fleck im eigenen Feld

**Von Florian Schwab — Für viele Arbeitnehmer hat das Jahr 2016 schlecht begonnen. Etliche Firmen gaben einen Stellenabbau bekannt, und die Arbeitslosenquote nähert sich der Vier-Prozent-Marke. Wie schlimm ist die Lage tatsächlich, und woher rühren die Verwerfungen?**

Ein Abbau von Arbeitsplätzen erregt regelmässig hohe Aufmerksamkeit. Schliesslich geht es um persönliche Schicksale, wirtschaftliche Existenzen und Familien. In den letzten Wochen ist das Thema überall präsent: Der amerikanische General-Electric-Konzern baut nach der Übernahme von Alstom 1300 Stellen ab. Die Grossbank Credit Suisse reagiert auf ihr miserables Geschäftsergebnis mit der Entlassung von 1600 Mitarbeitern. Sogar die gesund dastehende Zurich-Versicherung will mehrere hundert Arbeitsplätze in der Schweiz abbauen. Das böse Wort von der «Massenentlassung» macht die Runde.

Wenn ein Grossunternehmen Mitarbeiter entlässt, dann fällt dies eher auf, als wenn ein kleineres Unternehmen dies tut. Und Entlassungen springen immer mehr ins Auge als der Aufbau von Arbeitsplätzen. Gemessen an der Zahl der monatlich arbeitslos werdenden Personen, sind die angekündigten Entlassungen

denn auch nicht dramatisch: Monat für Monat verlieren rund 30 000 Personen in der Schweiz ihre Stelle. Die meisten, sagt der Ökonom Boris Zürcher von der Direktion für Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), finden relativ schnell wieder eine Arbeit. Zwei Drittel sind innert eines Jahres wieder in Lohn und Brot.

### Und die Personenfreizügigkeit?

Anders gesagt: Wenn Firma A Stellen abbaut, dann bleibt das Problem für die Allgemeinheit überschaubar, solange gleichzeitig Firma B neue Stellen aufbaut, die vielleicht sogar in einem produktiveren Wirtschaftssektor anfallen. Wenn das so ist, ist der gelegentliche Abbau von Arbeitsstellen in diesem und jenem Bereich sogar ein notwendiger Prozess der Anpassung an veränderte Wünsche und Anforderungen derjenigen, die Produkte und Dienstleistungen kaufen – der Konsumenten. Dass die momentane Lage «angespannt» ist, räumt

allerdings auch Zürcher ein. Die Arbeitslosenversicherung sei bei rund 3,2 Prozent Arbeitslosenquote selbsttragend. «Dieses Jahr rechnen wir aber mit 3,6 Prozent im Jahresdurchschnitt.» Die Arbeitslosenversicherung wird also, wie auch 2015, wieder rote Zahlen schreiben.

Der Schuldige an der gegenwärtigen Schiefelage ist rasch ausgemacht: «Starker Franken kostet 20 000 Jobs», titelt die *Aargauer Zeitung*, als «Job-Killer der Nation» attackierte der *Blick* Nationalbank-Präsident Thomas Jordan bereits kurz nach der Aufhebung des Mindestkurses. Der Arbeitsmarktexperte des Bundes, Boris Zürcher, sieht immerhin eine Dreizahl von Gründen: den starken Franken, die schwache Weltkonjunktur und die sich zunehmend offenbarenden Probleme im Finanzsektor (mitsamt Versicherungen).

Angenehm an diesen Erklärungsmustern ist, dass der Druck weitgehend von aussen vorgegeben ist und politisch kaum beeinflusst

werden kann. In der Benennung der hausgemachten Faktoren tut man sich hingegen vergleichsweise schwer. Noch bevor irgendjemand laut «Personenfreizügigkeit» gesagt hat, beeilt sich der Basler Wirtschaftsprofessor George Sheldon bereits, entsprechende Bedenken zu zerstreuen. In einem grossen Interview mit dem *Sonntagsblick* versichert Sheldon: «Neue Zuwanderer werden kaum arbeitslos.» Die arbeitslosen Migranten seien eine «Altlast» aus Zeiten vor Einführung der Personenfreizügigkeit. Auch Seco-Mann Zürcher sieht «keine Anzeichen für eine gezielte Einwanderung in die Arbeitslosigkeit». Wenn Einwanderer häufiger arbeitslos würden als Schweizer, dann liege es daran, dass sie rund zur Hälfte in Branchen einwandern, die anfälliger auf Konjunkturschwankungen reagieren. «Schweizer arbeiten in besseren Jobs», so Zürcher.

### «Alte» und «neue» Zuwanderer

Der Anstieg der Arbeitslosigkeit könnte also sehr wohl damit zusammenhängen, dass die Personenfreizügigkeit viele Leute mit einem hohen Arbeitslosigkeitsrisiko anzieht. Zürcher winkt ab: Alle Untersuchungen zeigten, dass die Zuwanderer und die Schweizer Arbeitskräfte betreffend Qualifikationen, Alter und Berufen sich gut ergänzten. «Hätte es die Einwanderung nicht gegeben, stünde der Arbeitsmarkt insgesamt vielleicht sogar schlechter da.»

Doch allen Beteuerungen von Zürcher und Sheldon zum Trotz: Die Zahlen zur Arbeitslosigkeit der Einwanderer sprechen eine andere Sprache. Robert Fluder von der Berner Fachhochschule hat im Auftrag der Geschäftsprüfungskommission der eidgenössischen Räte im Herbst 2013 einen Bericht vorgelegt. In diesem hat er die Erwerbstätigkeit jedes einzelnen Zuwanderers seit Einführung der Personenfreizügigkeit im Jahr 2002 unter Beiziehung der verschiedensten Datenbanken aus der öffentlichen Verwaltung rekonstruiert. Mehr als eine Million Dossiers lagen dem Soziologen in anonymisierter Form vor. Probleme ortete Fluder vor allem bei Zuwanderern

aus Südeuropa (EU-17). Bei den 2006 eingewanderten Personen aus diesem Gebiet bezogen 19,1 Prozent innert vier Jahren Leistungen der Arbeitslosenversicherung oder der Sozialhilfe (gegenüber 11,1 Prozent bei den Schweizern). Erstaunlich ist der Befund, dass zumindest bezüglich Zuwanderern aus diesen Ländern die Behauptung von Sheldon widerlegt wird, laut der die höhere Ausländer-Arbeitslosigkeit eine «Altlast» sei: Die vor dem Freizügigkeitsabkommen (FZA) eingewanderten Personen aus diesen Ländern werden eine Spur seltener arbeitslos als die «neuen» Zuwanderer. Besonders eklatant ist der Unterschied bei den Portugiesen: Bezogen von den «alten» Zuwanderern innert vier Jahren nur 17,7 Prozent Leistungen der Arbeitslosenversi-

### Mit der Benennung der hausgemachten Faktoren tut man sich schwer.

cherung oder der Sozialhilfe, waren es bei den «neuen» Zuwanderern 21,3 Prozent. Fluder hielt in dem Bericht fest: Bei den Zuwanderern aus den EU-Südstaaten seien die unter dem FZA Zugewanderten «viel häufiger arbeitslos als die Vor-FZA-Zugewanderten». Schon nach zwei Jahren Anwesenheit weisen die neuen Zuwanderer dasselbe Risiko für eine Arbeitslosigkeit auf wie der Schweizer Durchschnitt.

Wie sieht das Bild für sämtliche Zuwanderer (also vom Norden wie vom Süden) aus, die unter der Personenfreizügigkeit eingereist sind? Im Jahr 2009/2010 hat ihre Arbeitslosenquote erstmals gleichgezogen mit jener der bereits zuvor Eingereisten. Dieser Anstieg, so die Erwartung von Fluder schon vor zweieinhalb Jahren, «dürfte sich in den nächsten Jahren weiter fortsetzen». Grund dafür ist unter anderem die Anwendung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien.

Inwiefern sich dies tatsächlich in der Zwischenzeit bewahrheitet hat, kann Fluder auf Anfrage nicht sagen. Eine Nachfolgeuntersuchung

sei derzeit nicht geplant, weil sehr anspruchsvoll und kostenintensiv. Verschiedenste Datensätze müssten dafür erneut zusammengeführt werden. Sollte die Geschäftsprüfungskommission des Parlaments als Auftraggeberin der Studie von 2013 oder eine Einheit der Bundesverwaltung allerdings an den entsprechenden Resultaten Bedarf haben, «wäre ich an der Aktualisierung der Analyse sehr interessiert», so Fluder.

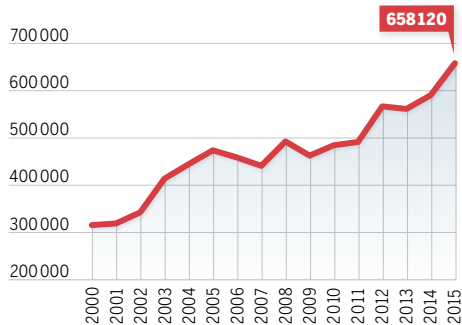
### Weniger Flexibilität

Zu den allenfalls hausgemachten Ursachen der gestiegenen Arbeitslosigkeit könnte auch die zunehmende Verbreitung von allgemeinverbindlichen Gesamtarbeitsverträgen (AVE GAV) zählen. Diese regeln die Arbeitsbedingungen und Mindestlöhne in immer mehr Bereichen, namentlich im Tieflohnssektor. Wie Angaben des Staatssekretariats für Wirtschaft belegen, hat sich die Zahl der Arbeitnehmer, die einem allgemeinverbindlichen Gesamtarbeitsvertrag unterstellt sind, zwischen 2000 und 2015 mehr als verdoppelt. Fast 700 000 Personen unterstehen heute einem AVE GAV.

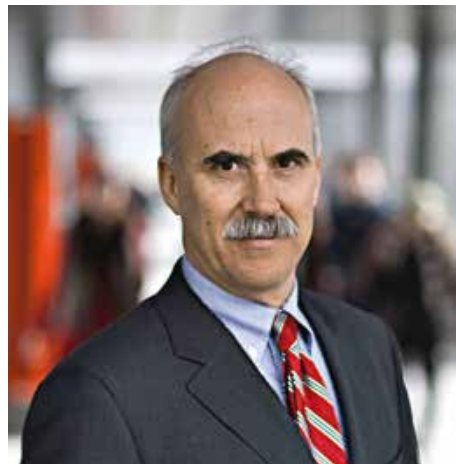
Die fortschreitende Aushöhlung des freien Arbeitsmarkts könnte dazu führen, dass es den betreffenden Branchen schwerer fällt, sich an veränderte Rahmenbedingungen anzupassen. Die Lohnkosten sind vielfach nicht mehr Verhandlungssache, sondern durch die bundesrätliche Allgemeinverbindlichkeitserklärung vorgegeben. Für die Arbeitgeber bedeutet dies, dass sie im konjunkturellen Abschwung eher dazu neigen, Leute zu entlassen, und im Aufschwung bei der Rekrutierung vorsichtiger sind. Die Folge wäre eine strukturelle Erhöhung der Arbeitslosigkeit.

Boris Zürcher vom Seco sieht sich «noch nicht um dem Schlaf gebracht, wenn fünfzehn Prozent der Arbeitnehmer einen allgemeinverbindlichen GAV haben». Ein Nachweis, dass diese GAV die Arbeitslosigkeit in den betreffenden Branchen erhöht hätten, sei «schwer zu erbringen». Untersucht wurde das allerdings bisher nicht. Der Franken, so viel steht fest, wird noch eine Weile stark bleiben. ○

### Arbeitnehmer mit allgemeinverbindlichem Gesamtarbeitsvertrag



Gesamtarbeitsverträge breiten sich aus.



«Altlast»: Professor Sheldon.



«Bessere Jobs»: Seco-Direktor Zürcher.

## Im Stich gelassen

Von Henryk M. Broder — Wenn die anderen nicht mitmachen wollen, wird der Pate böse.



Wenn es etwas gibt, das «typisch deutsch» ist, dann ist es nicht das Oktoberfest, es sind nicht die «Meistersinger» von Wagner und auch nicht Ausdrücke wie «Willkommenskultur», «Trauerarbeit» und «Zivilgesellschaft». Es ist eine aggressive Form der Wehleidigkeit, der Wunsch, sich zum Opfer zu stilisieren, das seinen Nachbarn so viel Gutes angetan hat und dafür nichts als Undank erntet. Darum ging es auch in der letzten «Hart, aber fair»-Sendung mit Frank Plasberg: «Wohin mit den Flüchtlingen – lässt Europa uns im Stich?» Und am heftigsten lassen «uns» ausgerechnet die Staaten im Stich, die uns am meisten verdanken, nämlich ein paar friedliche und erholsame Jahre unter deutscher Vormundschaft: Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn. Rolf-Dieter Krause, der seit gefühlten tausend Jahren für die ARD aus Brüssel berichtet, brachte es auf den Punkt: «Und das ist ein Problem, das wir jetzt haben. Und ich sage, das ist gefährlich. Ich glaube, dass die Menschen, die da sitzen – (Zeigt ins Publikum) –, dass die deutschen Menschen, ganz normale, keine Journalisten, keine Politiker, die registrieren sehr genau, ob unser Land jetzt alleingelassen wird mit diesen Dingen oder nicht. Und dieses ist ein Land, das in Europa bisher immer solidarisch war, enormerweise... Und die Folgen, die das hat, in unserem Land: Können Sie sich vorstellen, dass eine deutsche Regierung es dann, wenn wir alleine bleiben, noch mal schaffen kann, vor ihren Wählern zu vertreten, dass die solidarisch ist gegenüber Ländern, die mit uns nicht solidarisch waren? Ich halte das für fast unmöglich. Und dann muss man sich überlegen, was das für Europa bedeutet...»

Faszinierend zu beobachten, wie schnell ein bekennender Europäer zum Deutschen regrediert. Dabei lässt er unter den Tisch der eingeforderten Solidarität fallen, dass Deutschland mehr als jedes andere Land in Europa von der EU profitiert und sich zu einem Hegemon entwickelt hat. Und nun, da die anderen nicht mitmachen wollen bei der «fairen Umverteilung» der Flüchtlinge, wird der Pate böse. Er droht damit, die Koffer zu packen und woanders hinzuziehen. Sollen doch die Europäer zusehen, wie sie alleine klarkommen! Solidarität ist keine Einbahnstrasse. Und Geisterfahrer, das sind immer die anderen.

## Hinterzimmer des Öko-Klüngels

Von Silvio Borner — Ein demokratisch nicht legitimiertes Gremium aus NGOs und Beamten formuliert die Grundzüge der wohlstandsfeindlichen Nachhaltigkeitsstrategie des Bundesrates.

Mit seiner Strategie für eine nachhaltige Entwicklung will der Bundesrat die Schwerpunkte für die Legislaturperiode 2016/2017 setzen. Dabei sei seine Strategie als eine «regulative Idee» oder eine «übergeordnete Leitidee» zu verstehen. Bundespräsident Johann Schneider-Ammann (FDP) hat in der für ihn typischen flexiblen Haltung nur noch von einer «Orientierungshilfe» gesprochen.

Inhaltlich orientiert sich diese Strategie an der Brundtland-Definition, gemäss der eine Entwicklung dann nachhaltig ist, wenn sie die Bedürfnisse der gegenwärtigen Generation befriedigt, ohne diejenigen der Zukunft zu gefährden. Das ist eine Leerformel, weil wir weder wissen können, welche Innovationen und wirtschaftlichen Entwicklungen sich durchsetzen, noch, was unsere Kinder oder Enkel für Bedürfnisse haben werden.

Dank Fortschritten in Wissenschaft und Technik und dem auch daraus resultierenden Wirtschaftswachstum konnte bislang fast jede Generation über mehr Wissen und höhere Einkommen verfügen als die vorhergehende. Wären die heutige Interpretation von Nachhaltigkeit und der Vorrang des Vorsichtsvor dem Fortschrittsprinzip bereits früher praktiziert worden, wären wir alle eindeutig schlechter gefahren. Wachstum löst also mehr Probleme, als es schafft.

### Koalition von Fortschrittsfeinden

Der Bundesrat sieht es offenbar anders. Konkret will er in der «Agenda 2030» die siebzehn Ziele der Uno als Leitlinien nehmen, obwohl kein vernünftiger Mensch dieses Wunschkonzert voller Illusionen und Widersprüche ernst nehmen kann. Ausser eben die Schweizer Regierung, die damit in den Strudel einer ökologistischen Planwirtschaft gerät, welche die individuelle und unternehmerische Freiheit und die marktwirtschaftliche Koordination über Bord wirft. Wie ist so etwas bei uns möglich?

Die Wurzeln der Strategie liegen in einem scheinbar wissenschaftlich geleiteten «Stakeholder-Dialog», bei dem die Interessen, Ziele und Perspektiven der wichtigsten Akteure ermittelt wurden. Vertreten waren primär Interessengruppen aus der Zivilgesellschaft und der öffentlichen Verwaltung. Für die Begleitstudie verantwortlich zeichnet der Fachbereich Nachhaltigkeitsforschung an der Universität Basel.

Die als extern bezeichneten Akteure sind: Alliance Sud, die Gesundheitsförderung Schweiz, die Konferenz kantonaler Energiedirektoren, der Schweizerische Gemeindeverband und Städteverband, die Stiftung «Education 21», die Stiftung Konsumentenschutz, Swisscleantech und WWF Schweiz. Aufgeführt sind auch Economiesuisse und Avenir Suisse, die sich aber zwischenzeitlich dezidiert distanziert haben.

Bundesintern wirkten massgeblich mit: die drei regulierungswütigen Bundesämter für Gesundheit, für Raumplanung, für Umwelt, die Bundeskanzlei und die Eidgenössische Finanzverwaltung, nicht aber das Seco. Das sind in der Tat «Stakeholder», aber primär für die Ausdehnung der staatlichen Interventionen und Subventionen.

Wie schon bei der Energiestrategie haben wir es hier mit einer Koalition aus dirigistischen Bürokraten, fortschrittsfeindlichen NGOs und

Vertretern privater Sonderinteressen zu tun. Vertreter der Wirtschaft oder gar des Arbeitsplatzes sucht man vergebens. Was dabei herauskommt, muss niemanden verwundern. Undemokratisch und daher völlig inakzeptabel ist die vorgeschlagene Umsetzung des «Stakeholder-Dialogs» im politischen Prozess. In einem pseudowissenschaftlichen Jargon der übelsten



Sorte werden Empfehlungen formuliert, die letztlich allesamt diesem Stakeholder-Klüngel die politische Kontrolle über die Nachhaltigkeit übertragen sollen, um so das Parlament und seine Kommissionen auszuhebeln oder erst zum Zug kommen zu lassen, wenn die Weichen längst gestellt worden sind.

Ist mein Urteil zu hart? Hier eine Leseprobe: «Um den Mehrwert gegenüber anderen Bundesstrategien und -programmen zu erhöhen, können [...] die Diskussionen des Dialogs auf transversale Fragestellungen fokussiert werden. Das würde eine systematische, nicht sektorale Herangehensweise bei der Klärung der Problem- und Ausgangslage sowie eine querschnittsorientierte Formulierung von Visionen und Zielen bedingen. [...] Die gesellschaftlichen Stakeholder stehen in der kritischen Rolle von Inputgebern und Advokaten, welche die Bundesvorlagen im Dialog untereinander prüfen und mit – wenn möglich gemeinsamen – Stellungnahmen kommentieren», weshalb die «dialogisch geführte Konsultation zu einem früheren Zeitpunkt als üblich angesetzt ist».

## Neue Generation, alte Angst

Von Boris Kálnoky — Einst galt sie fast als obsolet, jetzt steht sie plötzlich wieder im Zentrum des Geschehens: Die Nato rüstet für einen neuen kalten Krieg.

Es gab eine Zeit in den neunziger Jahren, da steckte die Nato in einer tiefen Sinnkrise. Welchen Zweck sollte sie noch erfüllen? Sie war immer ein Bündnis gewesen gegen die russische Bedrohung. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde krampfhaft überlegt, welche Ersatzfunktionen die Allianz erfüllen könnte. Es gab gar Forderungen, sie aufzulösen oder Russland darin aufzunehmen.

Jetzt aber ist der Kalte Krieg wieder da. Russlands Ministerpräsident Dmitri Medwedew sprach es an der Münchner Sicherheitskonferenz vergangene Woche aus und drohte sogar mit einem dritten Weltkrieg. Russland will wieder Weltmacht sein.

Und so hat die Nato wieder ihren alten Lebenssinn: russischer Expansion die Stirn zu bieten. Mit ganz ähnlichen Mitteln wie im 20. Jahrhundert: Eindämmung, Stellvertreterkriege (etwa in Syrien), nukleare Abschreckung und nebenbei die eine oder andere vertrauensbildende Geste, damit die Dinge nicht ausser Rand und Band geraten.

Wie damals ist Europa die Arena, in der die grösste Gefahr droht – zu gross, um den ganz grossen Knall zu riskieren. Freilich haben sich die Frontlinien nach Osten verschoben. Nicht Ungarn und die DDR markieren die Grenze zwischen den Gegnern, sondern Polen, das Baltikum, Rumänien und die Ukraine. Folgerichtig versuchen die Nato und die USA, den östlichen Teil der EU in das zu verwandeln, was Westdeutschland einmal war: eine erste Verteidigungslinie.

### Kampf um mehr Einfluss in Europa

Dazu wollen die USA Truppen in der Grössenordnung einer Brigade in Osteuropa bereithalten. Für eine weitere Panzerbrigade sollen Waffen und Ausrüstungen vor Ort eingelagert werden. Zusätzlich sollen auch andere Nato-Länder Truppen nach Osteuropa entsenden – wie viele, das wird noch diskutiert. Wie in alten Zeiten bleibt die russische Reaktion nicht aus. Alexander Gruschko, der russische Gesandte bei der Nato, kündigte eine «militärisch-technische Antwort» an.

Die neue Nato-Strategie betrifft vor allem Polen, das Baltikum und Rumänien. Am liebsten aber würde Washington die ganze Region mit einbeziehen, sagt Dániel Bartha vom Center for Euro-Atlantic Integration and Democracy (CEID) in Budapest. Das trifft auf einen ausgeprägten neuen Willen dieser Länder, geführt von der Visegrad-Gruppe (Polen,

Ungarn, Slowakei, Tschechien), gemeinsam mehr Einfluss in Europa zu gewinnen.

Durchaus auch gegen den Willen Berlins: Den Osteuropäern gefällt weder die deutsche Flüchtlingspolitik noch der deutsche Drang zu einer Schwächung der Nationalstaaten. Sicherheitspolitisch stört es insbesondere Polen und die USA, dass Berlin die Stationierung von Nato-Truppen in Polen skeptisch sieht, denn Deutschland will Russland nicht provozieren.

Ein solcher neuer Ostblock in der EU, gestärkt von den USA, würde als Nebeneffekt ein mehrpoliges Europa schaffen. Das Problem, sagt Bartha, sei, dass Tschechien, die Slowakei und Ungarn eine eher russlandfreundliche Politik betreiben. So sei eine volle Verwirklichung der amerikanischen Wünsche nur schwer denkbar.

Allerdings ist in den letzten Monaten eine Änderung der ungarischen Haltung wahrnehmbar. Ungarische Einheiten demonstrieren mit anderen Nato-Truppen Stärke im Baltikum. Budapest erklärt sich «offen dafür», auch amerikanisches Kriegsgerät zu lagern. Russlands Präsident Wladimir Putin lud Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán am Mittwoch, 17. Februar, zu Gesprächen nach Moskau. Die neue Rolle der Nato in Osteuropa und Ungarns Haltung dazu dürfte dabei ein Thema gewesen sein.

Die Aufrüstung Osteuropas ist der zentrale Aspekt einer neuen Containment-Strategie der Nato, die sich aber auch auf andere Regionen auswirkt. In Syrien sind die Amerikaner und andere Nato-Länder ebenso militärisch präsent wie die Russen, das Vehikel eines Gegendrucks in Bezug auf die Russen ist jedoch das Nato-Mitglied Türkei. Ein russischer Kampfjet wurde von den Türken bereits abgeschossen, mittlerweile ist gar vom Einsatz türkischer Bodentruppen die Rede. An der Grenze marschieren Panzerverbände auf. In russischen Medien sagt Militärexperte Alexander Chramtschichin, dass Russland in Syrien «schnell und sicher auf einen Krieg mit der Türkei zusteuert».

### 25 Jahre Sorglosigkeit

Sogar eine kürzlich beschlossene Nato-Mission in der Ägais zur Abschwächung der Flüchtlingskrise kann als Teil dieser neuen Eindämmungsstrategie verstanden werden. Denn es gibt Überlegungen in der Allianz, dass Russland die Flüchtlingskrise gezielt durch seine Luftangriffe in Syrien ausgelöst habe, um Europa zu destabilisieren. Um die Gefahr eines tatsächlichen Konfliktes zwischen der Nato und Russland zu verringern, diskutierten Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg und der russische Aussenminister Sergei Lawrow in der vergangenen Woche über eine Aktivierung des Nato-Russland-Rates, der seit 2014 nicht mehr tagte. Konkrete Ergebnisse gab es nicht.

So wird wohl, nach 25 Jahren Sorglosigkeit, eine neue Generation in Europa mit einer alten Angst aufwachsen: der Angst vor einem Atomkrieg. Die russische Führung unterstreicht, dass ihre Militärdoktrin auch den Einsatz von Nuklearwaffen vorsehe. Die Amerikaner erwidern, dass sie auch Atombomben hätten.



Frontlinien verschieben sich nach Osten: Nato-Übung in Polen.

Mörgeli

## Uni-Experte im Twitter-Test

Von Christoph Mörgeli

Die Universität Zürich hat ein Leistungsproblem. Lieber hackt sie öffentlich auf einem SVP-Exponenten mit 55 Doktoranden herum, statt aufzudecken, warum sie linke Lehrstuhlinhaber beruft, die keinen einzigen Doktoranden ins Ziel gebracht haben. Letzte Woche wurde der dreiseitige Bericht von «internationalen Experten» über die medizinhistorischen Promotionen bekannt. «International» hiess einmal mehr: «aus Deutschland stammend».

Entscheidend wäre die Frage, worauf die Gutachter gut achteten – nämlich auf die politische Gesinnung. Experte Andreas Thier lästert in seinen Vorlesungen regelmässig über die SVP, statt das Kirchenrecht zu verkünden. Noch schlimmer treibt's der Autor des Berichts, Wolfgang U. Eckart. Jede Wissenschaftsethik müsste den Heidelberger als Experten ausschliessen, hat er doch mit einer von ihm untersuchten Professorin ein Buch publiziert. Für ein unparteiisches Gutachten unmöglich macht Eckart auch seine politische Überzeugung, die er infolge Twitter-Inkontinenz nicht zurückhält.

Grenzübergreifend schimpft Wolfgang U. Eckart über den «SVP-Dunstkreis» und die «Rechts-Schweiz». Auch zu Hause wittert er eine «elende Leitkultur-Ideologie von Mitterrechts». Dafür verbreitet Professor Eckart Aufrufe der Kommunistenpartei «Die Linke». «Wir werden den rechten Pöbel schon in die Schranken weisen», lässt er uns wissen. Sein Kommentar zu Bayern: «Seehofer loswerden. Für immer.» Als ein Twitter-Kollege voraussagte, der CSU-Chef werde demnächst wie einst der Führer-Stellvertreter Rudolf Hess nach Grossbritannien fliegen, fragte Eckart: «Und was machen wir danach mit ihm dreissig Jahre in Spandau?»

Überhaupt träumt Wolfgang U. Eckart von totalitären Massnahmen gegen Andersdenkende: «Religion ist die Triebkraft der Destruktion. Man sollte sie global verbieten!» Bei Mörderbanden einer gewissen Religion zeigt Eckart aber Nachsicht: «Seltsam. IS hat keine eigenen Flugzeuge. Wofür denn die Awacs?» Er findet also den Einsatz von Nato-Luftaufklärern gegen Terroristen unfair. Die haben keine Luftwaffe. Lasst bitte auch dem IS eine Chance. Jene Staaten, die den Einsatz von Bodentruppen gegen die IS erwägen, nennt Eckart «Weltkriegs-Brandstifter». So viel zur Urteilskraft eines deutschen Wissenschaftlers, dem die Universität Zürich als «internationalem Experten» hofierte.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Reiner Unsinn?

Von Peter Bodenmann — Der SVP-nahe Professor Reiner Eichenberger will die heutigen SBB und ihre Geleise verschrotten.



*Bombensicher:* autonom fahrende Kapseln am Flughafen London Heathrow.

SVP-Unternehmer Peter Spuhler produziert erfolgreich Eisenbahnkompositionen. Und verkauft sie in alle Welt. Noch. Der SVP-nahe Professor Reiner Eichenberger sieht seinen Untergang kommen. Für Eichenberger müssen die SBB ihre Geleise rausrufen. Um so ihr Streckennetz so schnell wie möglich für elektrisch angetriebene Roboter-Autos freizuschaukeln. Die überflüssigen stadtnahen Geleisefelder könne die neue Verwaltungsratspräsidentin Monika Ribar gewinnbringend für die bauliche Verdichtung der Schweiz nutzen.

Peter Spuhler hat – wenn er ein erfolgreicher Eisenbahnunternehmer bleiben will – nur eine Möglichkeit: Er muss die Eisenbahn neu erfinden. Und zwar subito. Sonst wird Stadler Rail untergehen wie die einst zu staatsnahe Schweizer Telefonbranche. Der nicht subventionierte Preis pro Personenkilometer wird für sich selbst steuernde, jederzeit abrufbare Mini-Busse auf weit unter zehn Rappen sinken. Die Fahrt von Zürich nach Bern kostet in Zukunft nur mehr elf Franken. Mobilität wird morgen – wie heute die Kommunikation – billiger und nicht teurer. Und erst noch umweltfreundlicher.

Die SBB transportieren pro Jahr acht Millionen Schweizerinnen und Schweizer im Durchschnitt gut 2000 Kilometer weit. Die SBB müssen – wenn sie überleben wollen – jeden von uns für den gleichen Preis 6000 Kilometer weit transportieren. Und uns gleichzeitig – gemein-

sam mit der Post – von und zu ihren Bahnhöfen mit sich selbst steuernden Roboter-Autos chauffieren. Samt feinen Kiss-and-Ride-Umsteige-Parkplätzen. Das Mengengerüst in einer ersten Annäherung: Es braucht im Kampf gegen die bösen Fernbusse 5000 sich selbst steuernde New-Stadler-Rail-Eisenbahnwagen mit Radnabenmotoren, die über je 100 Sitzplätze verfügen. Und die allein oder in Konvois über das bestehende Netz schnelle Punkt-zu-Punkt-Verbindungen sicherstellen. Die SBB müssen ihr Rollmaterial verschrotten, nicht ihre Geleise.

Nur so oder ähnlich können die SBB ihre 30 000 Arbeitsplätze mittelfristig sichern.

Der erfolgreiche Neat-Ingenieur Peter Teuschler will zwischen Innertkirchen und Oberwald einen 22 Kilometer langen Tunnel bauen. Damit Swissgrid ihre Hochspannungsleitung lawinensicher in den Grimselgranit verlegen kann. Gleichzeitig soll eine touristische Schmalspurbahn durch diesen Tunnel rattern. Obwohl der Glacier-Express zwischen Davos und Zermatt wegen fehlender Nachfrage eingestellt werden musste. Zwischen dem Haslital und dem Goms könnte man die Vision Eichenberger als Nischenprodukt realisieren: keine Geleise einbauen und stattdessen mit Roboter-Autos von Innertkirchen nach Oberwald düsen. Würde ein Erfolg. Bombensicher.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Ein Spiegel der Kulturen

Von Kurt W. Zimmermann — Roger Köppel als Coverboy: Wie der Journalismus in Deutschland verrottet und wie er in der Schweiz floriert.

Nur wenige gebürtige Schweizer haben es aufs Titelbild des *Spiegels* geschafft. Früher waren es die Künstler, heute sind es die Schurken.

Die beiden Grossdichter Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt brachten es schon früh (1953 bzw. 1959) aufs Cover des Nachrichtenmagazins. Dasselbe gelang auch der Schauspielerin Maria Schell (1953) und der Astrologin Elizabeth Teissier (1981).

Dann war eine lange Pause, bis der Spiegel Helvetiens Bösewichter fürs Titelbild entdeckte. Joe Ackermann (2012), Chef der Deutschen Bank, war der «Prototyp des arroganten Bankers». SVP-Politiker Christoph Blocher (2014) hat «Schockwellen durch Europa geschickt». Fifa-Präsident Sepp Blatter (2015) war «korrupt». Und SVP-Nationalrat und *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel (2016) ist ein «Geisterfahrer».

Bösewicht Köppel gelang der Sprung auf den *Spiegel*-Titel diese Woche. Allerdings, wie auch bei Blocher, wurde er nur in der Schweizer Split-Ausgabe des Magazins zum Coverboy. Deren Auflage ist mit etwa 20 000 Exemplaren eher unscheinbar. Aber die über vier Seiten zu Köppel hatten auch die 800 000 Käufer der Gesamtausgabe im Heft. Sie lernten, dass der Schweizer ein «Rechtspopulist» sei – diese Bezeichnung ist aus deutscher Sicht so ungeheuerlich, dass sie im Artikel gleich sechs Mal fällt.

### Exotisches Wesen in Deutschland

Nun ist Köppel tatsächlich rechtskonservativ. Das macht ihn in Deutschland zu einem völlig exotischen Wesen. Es gibt dort keine Journalisten mit rechten Positionen zu Fragen wie Flüchtlingskrise oder Ausländerkriminalität. Von «Hart, aber fair» bis zum «Maischberger»-Talk fehlt Köppel darum in keiner Fernsehdiskussion.

Köppel braucht es im *Spiegel* und im TV als Surrogat. Er ist der Schweizer Ersatzkandidat für die Lücke der deutschen Publizistik. Er ist das Spiegelbild dafür, wie schlecht der Journalismus in Deutschland im Vergleich zur Schweiz geworden ist.

Die Medien in Deutschland sind heute praktisch gleichgeschaltet. Rund um die Masseneinwanderung gab es kein einziges Medium, das aus rechtsbürgerlicher Sicht die Folgen der Immigration und die Krise der EU bewertet hätte. Es gab allenfalls Nuancen bei der Zustimmung zur offiziellen Politik. Die ARD und Die *Zeit* waren politisch hochkorrekt, Die *Welt* und die *Frankfurter Allgemeine* nur etwas weni-



Ersatzkandidat: *Spiegel*-Titel.

ger politisch korrekt. Mit leichten Variationen galt die linksnationalistische Devise, die der *Spiegel* im Herbst vorgegeben hatte: «Deutschland ist Vorbild geworden, es hat seine Partner in Europa beschämt.»

Bei uns gibt es eine solche Einheitsdoktrin nicht. Rund um die Durchsetzungsinitiative tobt derzeit ein Meinungsstreit in den Medien, wie er offener und kontroverser nicht sein könnte. Die Argumentationsbreite reicht vom Zerfall der Demokratie bis zum Landesverrat. Und, noch wichtiger, auch die unangenehmen Fakten zur Ausländerfrage kommen alle auf den Tisch. In Deutschland herrscht dagegen die Verschweigenskultur.

### Geistiger Blütengarten

Die Schweiz ist im Vergleich zur deutschen Meinungswüste damit ein geistiger Blütengarten. Es gibt die *Weltwoche*, die *Basler Zeitung* und die *NZZ*, die rechts der Mitte argumentieren. Es gibt den *Tages-Anzeiger*, grössere Regionalblätter und die SRF-Kanäle, die eher linke Positionen einnehmen.

Dem sagt man Diskussionskultur. Es gibt in den Schweizer Medien keine Tabus. Wir brauchen keinen Journalisten aus Berlin, der uns sagt, was wir uns nicht zu sagen trauen.

Der mediale Vergleich mit Deutschland ergibt ein klares Fazit. Die direkte Demokratie macht nicht nur die Politik besser. Sie macht auch den Journalismus besser.

## Der XX-Faktor

Von Beatrice Schlag — Ein Wahlargument von gestern.

Das Demokrat Bernie Sanders in New Hampshire über 22 Prozent mehr Stimmen erhielt als seine Konkurrentin Hillary Clinton, sagt wenig aus über seine Chancen, als Präsidentschaftskandidat seiner Partei nominiert zu werden. In Umfragen zu den Wahlen vom kommenden Samstag in South Carolina führt Hillary vor Sanders mit einem Vorsprung von nahezu 20 Prozent. Bevor die Demokraten Ende Juli ihren Kandidaten küren, stehen noch Dutzende von Abstimmungen an. Die Resultate von New Hampshire sind aus einem anderen Grund spannend. Sie werfen die Frage auf, ob die Tatsache überhaupt noch jemanden bewegt, dass mit Hillary Clinton die erste Frau ins Weisse Haus einziehen könnte, wenn die Amtszeit des ersten schwarzen Präsidenten vorüber ist. Hat Obama mit der gläsernen Decke für Nichtweisse, gleich auch die für Frauen zertrümmert? Es sieht im Moment so aus. 82 Prozent der Frauen unter 30, die demokratisch wählten, stimmten in New Hampshire für Bernie Sanders. Von den Frauen unter 45 waren es immer noch 69 Prozent. Das sind ziemlich überwältigende Zahlen. Das Geschlechterargument für Hillary scheint nur noch für die alte Feministinnengeneration von Belang. Die Jüngeren finden neue Ideen wichtiger als Chromosomen. Und Ideen hat Bernie Sanders, genau wie Donald Trump, jede Menge. Das macht den Erfolg der beiden aus. Ihre Ideen scheinen oft völlig unrealistisch, aber sie wecken Hoffnung auf Veränderungswillen. Hillary Clintons Wahlkampf beruht im Wesentlichen darauf, unermüdlich auf ihr Frauensein zu pochen und zu wiederholen, wie viel politische Erfahrung sie hat. Wie ein langweiliger Tischgast, der immer von früher erzählt. Das ist kein Programm, sondern eine auf Dauer ziemlich fade Selbstbeweihräucherung. Ausserdem ist da eine kaum verhohlene Anmassung, eine Überzeugung, dass ihr die Präsidentschaft oder zumindest die Nominierung irgendwie zusteht. Warum? Weil sie als First Lady von ihrem Mann vor aller Welt betrogen und belogen worden war? Weil sie gegen Obama verlor und dann seine bienenfleissige Aussenministerin wurde? Man kann es sich nicht richtig erklären. Aber dass es junge Wählerinnen genauso wenig beeindruckt wie ihr Geschlecht, ist beruhigend. Es hat sich etwas verändert.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Dürfen Fussballer nach einem Match unter der Dusche beim Einseifen über die Spielerfrauen ihrer Gegner reden, oder ist das respektlos?  
*Markus Spycher, Bern*

Wir gehen davon aus, dass sich diese Duschgespräche weniger um die inneren Werte der Spielerfrauen drehen. Als laberner Fussballer gilt es daher, sich vorab ein paar Fragen zu stellen: «Bin ich erwachsen?» – «Habe ich Niveau?» – «Sieht die Spielerfrau, um die es gerade geht, besser aus als meine eigene?» – «Oder schlechter?» Wenn drei der Fragen bejaht werden können: Ein klares Nein, die Spielerfrau des Gegners sollte kein Klatschthema sein. Es sei denn, der Fussballer ist so schlecht bestückt oder ein derart kraftloser Spieler, dass er ohne Macho-Gelaber nicht als Mann dasteht.  
*Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Gewisse Politiker müssten eigentlich alle lange Nasen haben.»

*Klaus Köppel, Widnau*

### Wozu eine zweite Röhre?

Nr. 6 – «Lebenswichtige Arterie»; Hubert Mooser über die zweite Gotthard-Röhre

Diese Röhre ist unnötig. Sie schadet sogar der Wirtschaftlichkeit der Neat. Aber zuerst einmal zur Zeitspanne der Renovation der ersten Röhre. Es wird dann einen Basistunnel sowie den Scheiteltunnel geben. Beide haben zwei Spuren und der obere bereits bestehende Verladeeinrichtungen, die den Transport von bis zu 28 Tonnen schweren Fahrzeugen ermöglichen. Es gibt auch den Autotunnel durch den San Bernardino. In der Schweiz hat es auf jedem Flugplatz und auch auf jedem grösseren Bahnhof eine Autovermietung. Kommt dazu, dass alle Transporteure und auch die Grossverteiler Reklame mit ihrem Verlad von Containern und Sattelaufiegern auch innerhalb der Schweiz machen. Wozu nun noch eine zweite Gotthardröhre? Damit die Holländer und die Italiener mit ihren Lastwagen immer durch den Tunnel brausen können? Ein Tribut an Brüssel?  
*Werner Graf, Wettingen*

Mit Eugen Weber, damals Chefgeologe des Gotthard-Nordloses des Strassentunnels, hatte ich regen Kontakt. Er schenkte mir seinerzeit seine Jugendstilvilla in Bad Ragaz. Um 1979 traf ich ihn – sonst die Ruhe selbst – erbittert-wütend-aufgeregt, da er eben von «Bern» komme, wo er sich erfolglos für den umgehenden Ausbau der zweiten Tunnelröhre eingesetzt habe, da sie ja schon als Sicherheitsstollen existiere. Das sei dringend, da jetzt der ganze Baumaschinenpark und vor allem das bestens eingespielte Bauarbeiterteam zur Verfügung stehe. Es kam anders: Nicht die gewiegten Erbauer, sondern die Politik hatte das Sagen. Dieser zweite Durchstich wurde totgeschwiegen. Was nicht sein darf, darf nicht sein.

Bis zum Gotthard-Tunnelbrand im Jahre 2001 hörte man nichts mehr von der Existenz der zweiten Röhre. Verschwindet sie wieder in der Totenstille?

*Johann Jakob, Bad Ragaz*

Gewisse Politiker müssten eigentlich alle lange Nasen haben. Sie wollen uns weismachen, dass am Gotthard nur eine zweite Röhre, ohne Kulturlandverschleiss und mit mehr Sicherheit, möglich ist. Doch bis jetzt hab ich noch keinen plausiblen und logischen Grund gehört, welcher einer näheren Betrachtung standhält. Gibt es etwa keinen Verschleiss von Kulturland für eine zweite Tunnelzufahrt? Bei einer zweiten Röhre wäre dieses permanent vernichtet, und nicht nur während der Sanierung. Mehr Sicherheit: Viele Unfälle können



Ein Tribut an Brüssel? *Weltwoche*-Titel.

vermieden werden? Und wie steht es mit der Sicherheit während der Sanierungsphasen und bis 2035? Für die Sicherheit gibt es bereits heute Fahrassistenzsysteme, welche in einigen Jahren mehr Sicherheit auf allen Strassen bringen und gefördert werden müssten. Ansonsten gibt es die Möglichkeit, versenkbare Mittelteilplanken einzubauen, wenn es dann noch notwendig ist. Die grössere Sicherheit im Strassentunnel ist damit, laut unabhängigen Experten, zehn Jahre früher gewährleistet und kostet erst noch 1,7 bis 2 Milliarden Franken weniger. Deshalb gibt es am 28. Februar nur ein Nein zur zweiten Röhre.

*Klaus Köppel, Widnau*

### Stilloses Rollband

Nr. 6 – «Rollband zur Uni»; Rico Bandle über die Polybahn

Es wäre schade, die historische Polybahn durch ein stilloses Rollband zu ersetzen. Wer zu bequem ist, eine kurze Strecke zu gehen, kann am Central ins Tram Nummer 6 oder 10 einsteigen, um zur Uni zu gelangen.

*Alfred Riesterer, Buchs ZH*

### Schwätzen ohne Inhalt

Nr. 6 – «Bastionen der Elite»; Markus Schär über den Kampf um das Sagen

Es ist ärgerlich, was in den Medien einschliesslich der *Weltwoche* als Elite bezeichnet wird, nämlich Absolventen der Fachrichtungen Soziologie, Politologie, Jurisprudenz, Geschich-



te, Ethnologie, Psychologie und anderer Fächer, in denen man vor allem das Schwätzen ohne Inhalt lernt. Fast keiner dieser sogenannten Elite wäre fähig gewesen, etwas Schwieriges zu studieren wie zum Beispiel theoretische Physik oder Maschineningenieurskunst. Fast jeder Bauer ist gescheiter als gewisse professorale Trottel.

*Hanswalter Buff, Zürich*

#### Das Normalste der Welt

Nr. 6 – «Täterschutzklausel»; Editorial von Roger Köppel

Wenn ich mich als Gast, sei es bei jemandem zu Hause oder in der Beiz, aber auch in einem anderen Land, nicht an die geltenden Regeln halte, dann ist es doch das Normalste auf der Welt, dass mir die Gastfreundschaft gekündigt wird. Ohne Wenn und Aber, das weiss einfach jeder, weil uns das unser Gewissen und sogar der gesunde Menschenverstand lehren. Das ganze Gerede von wegen Rechtsstaatlichkeit und Verhältnismässigkeit bezweckt doch nur, von den knallharten Fakten zur Ausländerkriminalität abzulenken. Wir haben im Jahr 2010 über die Ausschaffungsiniziative abgestimmt, und der Auftrag war klar: Die Mehrheit der Bevölkerung will eine konsequente Durchsetzung unserer Rechtsordnung. Nachdem nun alles, was vordergründig Rang und Namen hat, die Durchsetzungsiniziative bekämpft, wäre es umso erfreulicher, wenn jetzt erst recht ein deutliches Ja zur Durchsetzungsiniziative am 28. Februar 2016 zustande kommt!

*Martin Bracher, Büsserach*

Der Weg der SVP mit der Durchsetzungsiniziative ist falsch. Einer seriösen Diskussion darüber entziehen sich die Exponenten dieser Partei. Sie argumentieren stattdessen mit emotionalen Beispielen. Dass das Parlament inzwischen wesentliche Verbesserungen beschlossen hat, blendet die SVP aus. Sie ist nicht bereit, in echt schweizerischer Tradition optimale und konsensfähige Lösungen mitzugestalten, sondern will dem Volk weismachen, dass nur die SVP den richtigen Weg kennt. Wer aber über diesen staatspolitisch gefährlichen Weg diskutieren will, wird als Täterschützer beschimpft und mit weiteren penetrant vorgetragenen populistischen Beispielen mundtot gemacht.

*Franz Theiler, Root*

Irgendwie haben alle den Bezug zur Realität verloren. Da wird von Kioskdiebstählen, Rosenräubern und Schreiberhäuschen-Einbrechern gesprochen, als wäre das alles nicht so schlimm. Nochmals zur Erinnerung: So etwas macht man grundsätzlich gar nicht! Egal, ob Schweizer, Secondo oder Ausländer, man macht es nicht. Man kauft sich Zigaretten, Rosen oder Bier im Laden, wie es sich gehört. Wir

sind eingebürgerte Schweizer (vor über dreissig Jahren, ich bin hier geboren) und haben uns hier ebenfalls angepasst. Das ist ganz normal. Wer hier lebt respektive leben möchte, hält sich an die Gepflogenheiten des Landes. In anderen Ländern ist das genau gleich. Wer das nicht kann, muss es lernen. Wer es nicht lernen will, soll wieder gehen.

*Ralph Wischek, Aawangen*

#### Zum Schutz der Freiheit

Nr. 5 – «Vergehen gegen die Gleichheit»; Martin Grichting über Religionen

Dieser Artikel sollte unbedingt im christlich geprägten Europa zur Anwendung kommen. Die Aussage, es bedürfe – jenseits der aktuellen Durchsetzungsiniziative – eines neuen Straftatbestandes, trifft doch absolut zu. Personen, die eine parallele Rechtsprechung propagieren oder betreiben, Menschen und Menschenrechte in unterschiedliche Klassen unterteilen, verwirken ihr Aufenthaltsrecht und sind in unserem Land nicht integrierbar. Unsere Politiker sind bei den vielen Asylanten und Migranten muslimischen Glaubens gerade jetzt gefordert, das geltende Recht in unserem Land dementsprechend anzupassen. Das zum Schutz der Freiheit aller Bürger und zum Wohle unseres Landes.

*Hans Tiefenauer, Grafstal*

#### Weltwoche allgemein

Seit geraumer Zeit empfinde ich die Titelseiten der *Weltwoche* als ausgezeichnet. Auch und gerade dann, wenn sie das Unappetitliche, Vulgäre, Primitive und Ekelhafte eines Themas abbilden: Das ist die Aufgabe von Titelbildern! Die *Weltwoche* lese ich gerade deshalb, weil sie der Wirklichkeit nicht ausweicht, sie nicht ideologisch verfremdet und pädagogisch-fürsorglich schön, sondern die Dinge des Lebens so abbildet und kommentiert, wie sie sind, und einen dadurch auch schon mal provoziert. *Jörg H. Renner, Rüti*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# Mehr Schutz für unsere Frauen und Töchter!

**Jetzt abstimmen!**

Schweizerische Eidgenossenschaft  
Confédération suisse  
Confederazione Svizzera  
Confederaziun svizra

Stimmzettel für die Volksabstimmung  
vom 28. Februar 2016

Wollen Sie die Volksinitiative «Zur Durchsetzung der Ausschaffung krimineller Ausländer (Durchsetzungsiniziative)» annehmen?

Antwort

JA

[www.durchsetzungs-initiative.ch](http://www.durchsetzungs-initiative.ch)



Allein gegen den Rest der Welt: Szene aus dem chinesischen Spielfilm «House of Flying Daggers».

## Die Ausbrecherin

Bevor der Mehrfachvergewaltiger Hassan Kiko in den Regelvollzug versetzt werden konnte, verhalf ihm die Aufseherin Angela Magdici zur Flucht. Immer wieder kommt es in Gefängnissen zu fatalen Liebesbeziehungen. Die Aussicht auf ein Happy End ist gering. *Von Alex Baur*

Gerade rechtzeitig auf den Valentinstag verhalf die Gefängnisaufseherin Angela Magdici (32) dem mutmasslichen Mehrfachvergewaltiger Hassan Kiko (27) letzte Woche zur Flucht. Um Mitternacht soll sie mit ihrem Schutzbefohlenen aus dem Bezirksgefängnis Limmattal in Dietikon hinausspaziert sein. Als die Flucht fünf Stunden später entdeckt wurde, befanden sich die beiden mit ihrem schwarzen BMW X1 gemäss einer Kameraaufzeichnung wahrscheinlich bereits jenseits der italienischen Grenze. So einfach funktioniert offenbar ein Ausbruch aus einem der modernsten Untersuchungsgefängnisse der Schweiz. Angela Magdici wachte in jener Nacht allein über siebzig Häftlinge, ihr Kollege schlief im Nebenzimmer.

Eine *Amour fou* zwischen einer attraktiven Gefängnisaufseherin und einem Gewaltverbrecher, zwei Verfehmte auf der Flucht, allein gegen den Rest der Welt – das sind Ingredien-

zen einer Passion, wie sie normalerweise nur in der Fiktion vorkommt, ein Stoff, der die Fantasie beflügelt. Dafür sorgte nicht zuletzt der Nochgatte der flüchtigen Angela. Glaubt man seinen Aussagen gegenüber dem *Blick*, hatte die gebürtige Schweizerin (Hobbys: Springreiten, schnelle Autos und Kickboxen) früher schon mal eine Liebschaft mit einem

**Es gibt Frauen, die verlorene Seelen retten wollen. Andere suchen schlicht das Rampenlicht.**

Kosovo-Albaner zweifelhaften Rufs und mit Beziehungen zur Halbwelt. «Sie steht wohl auf kriminelle Männer», wird der Mann zitiert, «wahrscheinlich war ich ihr zu lieb.»

War die Aufseherin der Faszination des Verurteilten erlegen? Dass Gewaltverbrecher auf

bestimmte Frauen eine archaische Anziehungskraft ausüben, ist ein bekanntes Phänomen. Günther Tschanun war ein grauer Bürokrat mit verknoteten Frauenbeziehungen, dem kaum jemand Beachtung schenkte. Das änderte sich schlagartig am 16. April 1986, als er bei der Zürcher Baupolizei fünf Untergebene kaltblütig niederschoss. In der Haft wurde Tschanun mit Liebesbriefen von verständnisvollen Frauen überhäuft. Bei fast jedem Massenmörder, von Jack Unterwiesing bis Charles Manson, wird von diesem «Rotkäppchen-Phänomen» berichtet. Es gibt Frauen, die verlorene Seelen bekehren und retten wollen. Der böse Wolf kann zum mächtigen Beschützer mutieren. Andere Gangsterbräute, auch das gibt es, suchen schlicht und banal das Rampenlicht.

Das Bild, das Freunde von Angela Magdici zeichnen, deutet freilich in eine ganz andere

Richtung. Sie beschreiben die gebürtige Schweizerin aus Wohlen AG – den Nachnamen legte sie sich über ihren sieben Jahre jüngeren Gatten zu, der aus Rumänien stammt – als ordentliche, eher zurückhaltende, aber verantwortungsbewusste Frau. Ursprünglich hatte sie eine Lehre als Tierpflegerin absolviert, danach legte sie die Berufsmatur ab und wechselte in den kaufmännischen Bereich. Ende 2013 trat sie eine Stelle als Betreuerin im Frauengefängnis von Dielsdorf ZH an.

### Traumberuf Polizistin

Doch ihr Traumberuf war Polizistin, und sie schaffte sogar die Aufnahmeprüfung für die Polizeischule. Nach Differenzen mit Vorgesetzten in Dielsdorf wechselte Magdici im Mai 2015 ins Gefängnis Limmattal, wo sie den fünf Jahre jüngeren Untersuchungshäftling Hassan Kiko traf. Zur Verwunderung ihrer Freunde wollte sie nun bald nichts mehr von der Polizeischule wissen. Vielmehr wollte sie sich nun zur Gefangenenbetreuerin ausbilden lassen. Hatte sie sich schon damals in den boxenden Häftling Kiko verliebt?

Der Mann, der am 3. Dezember 2015 beim Bezirksgericht Dietikon letztmals auf der Anklagebank sass, hat mehrere Gesichter – und offenbar auch eine sehr gewinnende und joviale Seite. «Sein Auftritt passte überhaupt nicht zu den prahlerischen Fotos, die von Hassan Kiko heute in den Medien gezeigt wurden», sagt eine Prozessbeobachterin im Rückblick. Der Syrer, der seit 2010 als inzwischen anerkannter Flüchtling in der Schweiz lebt, habe nicht nur erstaunlich gut Deutsch gesprochen, er habe sich auch sehr eloquent ausgedrückt. Wären da nicht die einschlägigen Vorstrafen gewesen, hätte sie diesem sanft und besonnen auftretenden Mann nie und nimmer ein Gewaltdelikt zugetraut. Abgesehen davon sei die Beweislage – es ging um ein klassisches «Vieraugendelikt» ohne Zeugen – alles andere als eindeutig gewesen. Das harte Strafmass (vier Jahre Gefängnis) habe sie überrascht.

In der Nacht auf den 23. November 2014 hatte Hassan Kiko, angeblich über eine gemeinsame Bekannte, in der Shisha-Bar «Layali Al-Arab» in Schlieren ZH eine knapp sechzehnjährige Dominikanerin kennengelernt, die in einem Heim lebte, sich jedoch auf der Kurve befand. Aus eigenen Stücken begab sich das Mädchen zwischen vier und fünf Uhr in der Früh mit dem betrunkenen Syrer zum Auto eines seiner Kollegen, wo es auf der Rückbank zu sexuellen Handlungen kam. Umstritten ist im Wesentlichen nur, ob und vor allem ab welchem Stadium diese «sexuellen Handlungen» gegen ihren erklärten Willen geschahen. Fest steht, dass es erst zur Anzeige kam, als das flüchtige Mädchen bei seiner Mutter auftauchte. Eine DNA-Spur führte die Polizei zu Kiko, die gemeinsame Bekannte wurde offenbar nie befragt.

Objektive Beweise gibt es keine, es stand Aussage gegen Aussage. Das Gericht stützte sich allein auf die Akten, was das mutmassliche Opfer genau sagte, wussten die Richter nicht. Nur eben: Das Tatmuster passt perfekt zu früheren Sexualdelikten des vermeintlichen Vorzeigeflüchtlings, den die *Thurgauer Zeitung* im August 2011 als Exempel einer gelungenen Integration porträtiert hatte.

Kiko lebte damals mit anderen Asylsuchenden im vormaligen Pfarrhaus von Eschlikon und machte sich in der Gemeinde bei der Strassenreinigung nützlich. Der Syrer meide die Badi während des Ramadans, notierte der Re-



*Amour fou:* Aufseherin Magdici.



*Mehrere Gesichter:* Häftling Kiko.

porter, weil es dort «zu viele leichtbekleidete Mädchen» gebe. Im Rückblick liest sich das wie eine Warnung. Erhellend ist in diesem Zusammenhang auch, was eine Sozialarbeiterin zum Vorzeigesyrer sagte: «Sie haben schon eine andere Mentalität, das spüre ich schon, aber sie haben gelernt, auch Frauen zuzuhören.» Das war wohl etwas zu allgemein formuliert.

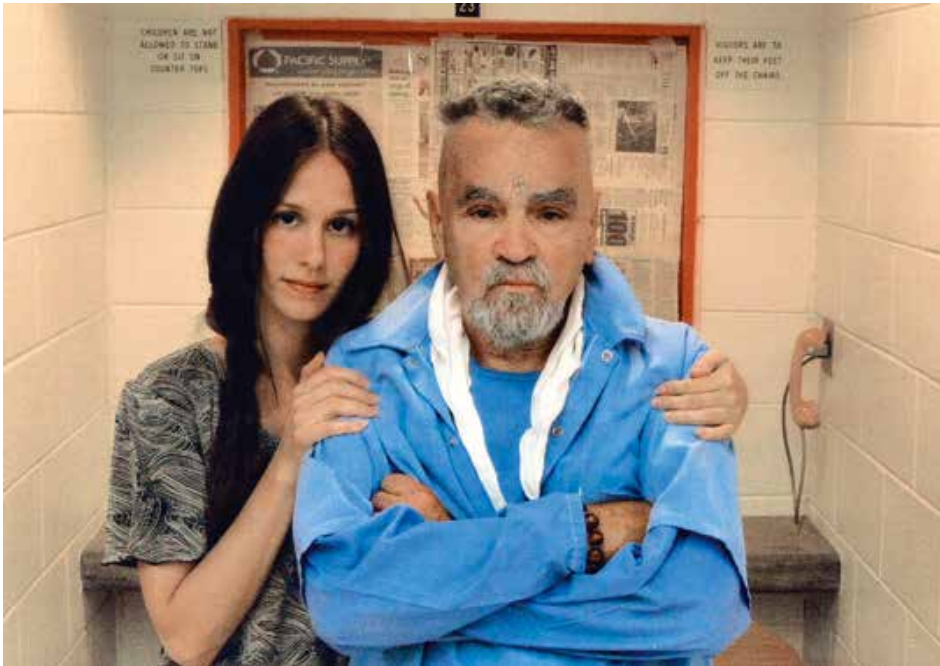
Der joviale Araber, der in seiner Heimat als Coiffeur gearbeitet hatte, kam bei der heimischen Damenwelt offenbar ganz leidlich an. «In dieser Zeit hatte er verschiedene Freundinnen», erinnert sich ein Betreuer. Im Asylheim von Eschlikon schnitt der damals 23-jährige Syrer dem einen oder anderen Mädchen die Haare. Bei dieser Gelegenheit soll er 2012 eine 19-jährige Schweizerin zu Oralsex gezwungen haben. Um die junge Frau gefügig zu machen, soll er sie mit einem «spitzen Gegenstand aus dem Coiffeur-Etui» bedroht haben. Näheres ist nicht bekannt. Denn der erste Prozess gegen Kiko fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt.

### Auffällig ist, dass die Frauen ihre Schützlinge wie mit Krallen und Zähnen verteidigen.

Im Juni 2014 verurteilt das Bezirksgericht Münchwilen TG den nicht geständigen Hassan Kiko wegen versuchter Vergewaltigung und sexueller Nötigung zu dreieinhalb Jahren Gefängnis. Im November 2014 bestätigte das Thurgauer Obergericht dieses Verdikt. Kurz zuvor hatte die Staatsanwaltschaft Zürich den Syrer wegen sexueller Belästigung mit einem Strafbefehl belegt, weil er einer weiteren Klientin, die bei ihm auf dem Frisierstuhl sass, an die Wäsche gegangen war. Offenbar konnte sich die Frau gegen den Grapscher wehren, so dass es bei einer bedingten Warnstrafe blieb.

In Sicherheit kam Hassan Kiko erst in Zusammenhang mit dem erwähnten Sexualdelikt in Schlieren. Ab dem 21. März 2015 sitzt er im Bezirksgefängnis Limmattal in Dietikon in Sicherheitshaft, unter der Bewachung von Angela Magdici. Zumindest ein gemeinsames Hobby, das Kickboxen, haben die beiden von Anfang an. Gemäss Freunden kriselte es schon damals in Magdicis Ehe. Im letzten Herbst trennte sich Angela Magdici von ihrem Gatten.

Im Jahr 2014 hatte sie den sieben Jahre jüngeren Rumänen V. Magdici, den sie beim Kickboxen kennengelernt hatte, überstürzt geheiratet. Seine Aufenthaltsbewilligung sei zumindest ein Grund gewesen, sagen Freunde. Mehrere Verwandte und Bekannte rieten ihr von der Heirat ab, doch Angela Magdici liess sich nicht beirren. Trotz ihrer Unterstützung fand V. Magdici lange keine Stelle und lebte auf ihre Kosten. Den BMW, mit dem sie sich später auf die Flucht begeben sollte, hat sie demnach (entgegen seiner Version) selber an-



«Rotkäppchen-Phänomen»: Mörder Charles Manson mit seiner Verehrerin Afton Burton, 2010.



*Ewige Treue in allen Tonlagen*: Beatrice Blazek.

geschafft, ebenso die Möbel, die sie bei ihrem Auszug mitnahm.

Gefängnisse sind perfekte Brutstätten für platonische Liebesdramen, wie sie in der Regel vor allem Frauen gefallen. Ein Beispiel dafür ist der Fall einer Lehrerin und Organistin aus dem Baselbiet. Aufgrund einer Live-Übertragung des Schweizer Fernsehens aus dem Zuchthaus Thorberg verliebte sich die damals 34-jährige zweifache Mutter 1993 in den drei Jahre jüngeren Mörder Martin Blazek, der in der Sendung aufgetreten war. Während Jahren erschöpfte sich die Beziehung zwischen der Organistin und dem Mörder hauptsächlich in seitenlangen Liebesschwüren und stundenlangen Telefonaten. Man philosophierte über Vertrauen, Verzeihen und Verzicht, beschwor die ewige Treue in allen Tonlagen. Da war kein Sex, der die Romantik störte, und auch keine Nebenbuhlerin, keine Alltagsroutine konnte die reine Leidenschaft vergiften. Die Lehrerin kämpfte unermüdlich für ihre Liebe, öffentlich setzte sie sich für die Rechte von Gefangenen ein, schliesslich heiratete sie den Mörder im Gefängnis und verlor nach seinem Fluchtversuch ihre Stelle als Lehrerin. Nichts war ihr zu viel. Bis Martin Blazek am 21. September 2006 endlich aus dem Strafvollzug entlassen wurde. Fünf Tage später nahm er sich das Leben.

Dass eine Betreuerin sich in einen Häftling verliebt, kommt zwar selten, aber doch immer wieder mal vor. Auffällig ist, dass die Frauen fast immer ein paar Jahre älter sind, aber durchaus attraktiv und selbstwusst – und dass sie ihre Schützlinge wie mit Krallen und Zähnen verteidigen. 1995 sorgte in Deutschland der Fall der vierzigjährigen Tamar Segal für Schlagzeilen. Die gebürtige Israelin, eine

Nachkommin von Holocaust-Überlebenden, hatte dem zehn Jahre jüngeren dreifachen Sexualmörder Thomas Holst zur Flucht verholfen. Die Gerichtspsychiatrie bezeichnete den Triebtäter, der im persönlichen Umgang ein sehr gewinnendes Wesen an den Tag legen konnte, als nicht therapierbar und brandgefährlich. Doch die Maltherapeutin Segal, die über keinerlei forensische Ausbildung verfügte, war felsenfest überzeugt: Die Schulmedizin lag falsch, mit Liebe und Zuneigung würde sie den Lustmörder auf den Pfad der Tugend zurückbringen. Sie erklärte sich sogar bereit, ihr gesamtes Vermögen für Gegengutachten aufzubringen.

Am Tag nach der Flucht stellte sich Holst, der sich selber als gefährlich bezeichnete, aus eigenen Stücken der Polizei. Doch die Fluchthelferin Segal zeigte sogar vor Gericht keiner-

### Wenn die Handschellen klicken, trägt der Staat die Verantwortung für die sichere Verwahrung.

lei Anzeichen von Einsicht oder gar Reue. Im Gegenteil, nach ihrer Meinung hätte an ihrer Stelle die Gerichtspsychiatrie auf die Anklagebank gehört. 1997 heiratete sie Holst im Untersuchungsgefängnis. 2003 versuchte sie den «Vollzug der Ehe» auf dem Rechtsweg zu erzwingen, allerdings erfolglos. Triebmörder Holst war nach der Ansicht der Richter selbst für seine Ehefrau zu gefährlich. Danach verliert sich Segals Spur in der Öffentlichkeit.

Für Angela Magdici mag die Beziehung zu Hassan Kiko ein Ausbruch aus einer unglücklichen Ehe gewesen sein. Einen Hinweis darauf lieferte sie kurz vor Neujahr auf ihrem Face-

book-Profil. Dort schwärmt sie vom chinesischen Spielfilm «House of Flying Daggers». Im Zentrum des Kampfepos aus ferner Vergangenheit steht eine Dreiecksbeziehung um die inhaftierte Rebellin Mei. Leo und Jin sollen sie bewachen, doch Jin verliebt sich in die schöne Frau und befreit diese mit List und Gewalt aus dem Kerker. Mei, so stellt sich heraus, ist in Wahrheit eine Doppelagentin. Doch die Liebe zum Befreier Jin ist stärker. Als es zum Showdown zwischen Leo und Jim kommt, wirft sich Mei schützend vor ihren Geliebten. Während sie in seinen Armen verblutet, verlässt der verratene Leo die Bühne stillschweigend.

Glaubte Angela Magdici, einen Unschuldigen zu befreien, als sie letzte Woche die Zellentür von Hassan Kiko öffnete? Hoffte sie, den Macho zu bändigen und auf den Pfad der Tugend bringen zu können? Fest steht: Im Gegensatz zu ihr hatte der joviale Triebtäter nichts zu verlieren. Flucht aus dem Gefängnis ist juristisch gesehen eine Selbstbegünstigung und damit richtigerweise nicht strafbar. Wenn die Handschellen klicken, trägt der Staat die volle Verantwortung für die sichere Verwahrung. Niemand kann von einem Häftling erwarten, dass er sich selber bewacht.

Klar ist auch: Hassan Kikos Tage in Dietikon waren gezählt. Das Urteil aus dem Thurgau war rechtskräftig, es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Häftling vom Untersuchungsgefängnis in den Vollzug verlegt werden sollte. Dann wäre der Syrer wohl auf Jahre hinaus unwiderruflich aus dem Alltag von Angela Magdici verbannt gewesen. Vielleicht war diese Perspektive für sie unerträglich. Doch die Aussicht auf ein Happy End, das zeigen alle bisherigen Erfahrungen, ist auf jeden Fall gering. ○



Justiz

## Die Widerspruchsinitiative

Die SVP schätzt durchaus einen Staat, der verhältnismässig handelt. Die Durchsetzungsinitiative aber, über die wir am 28. Februar abstimmen, steht dazu im krassen Widerspruch.

Von Andrea Caroni

**D**er «mechanische» und übertriebene Charakter der Massnahmen führt [...] zu unverhältnismässigen, um nicht zu sagen, schockierenden Ergebnissen, die in der Öffentlichkeit Zweifel an [...] der Angemessenheit der Reaktionen des Staates [...] wecken. [Es geht darum], den Gerichten und Verwaltungsbehörden den notwendigen Spielraum zurückzugeben, um die Sanktion den konkreten Umständen des Delikts [...] und dem Fehlverhalten des Urhebers anzupassen [...].

Dieses Zitat stammt nicht etwa vom Nein-Komitee gegen die Durchsetzungsinitiative (DSI). Es stammt aus einem Vorstoss, dem die geschlossene SVP-Fraktion im Nationalrat am vergangenen 15. Dezember zustimmte. Es ging dabei um Raser – auch um Schweizer Raser.

Wenn es aber einzig um Ausländer geht, foutieren sich dieselben Kreise um das Augenmass des Staates. So umfasst die DSI in ihrem ausufernden Delikt-katalog auch zahlreiche geringfügige Taten. Zudem enthält sie keine Notbremse in Form einer Härtefallklausel. Beides unterscheidet sie vom harten, aber faireren Gesetz, mit dem das Parlament die Ausschaffungsinitiative von 2010 fristgerecht umgesetzt hat. Beide Elemente – geringfügige Delikte und Härtefallklausel – seien kurz erläutert.

### Gnadenlos auch bei Bagatellen

Zum ersten Punkt, den geringfügigen Delikten: Hierzu behaupten die DSI-Befürworter, solche kämen in der Realität gar nie vor oder seien rechtlich nicht erfasst. Beides ist falsch. Der folgende Fall landete im letzten Herbst vor dem Ausserrhoder Staatsanwalt: Ein 20-jähriger Secondo, der mit kroatischem Pass in St. Gallen geboren und aufgewachsen ist, verschaffte sich an einem Samstagabend mit einem Kollegen gewaltsam Zutritt zu einem Ausserrhoder Jugendzentrum. Dort entwendete er Elektronikgeräte sowie Schokolade. Seine Beute betrug rund 750 Franken. Er wurde erwischt und erhielt von der Ausserrhoder Staatsanwaltschaft eine Geldstrafe aufgebremmt. Er akzeptierte den Strafbefehl. Mit der Durchsetzungsinitiative würde er als Ersttäter zwingend des Landes verwiesen. Ein noch krasserer Beispiel entstammt der Zürcher Praxis: Ein junger Mann nahm im Ausgang vor dem «McDonald's» einen andern Mann in den Schwitzkasten und entriess ihm trotz Gegenwehr einen Hamburger. Das Urteil lautete – wegen der Gewalt – auf

«Raub». Mit der DSI würde auch dieser Mann zwingend schon als Ersttäter ausgewiesen. Wer nun behauptet, dass die DSI keine Bagatellfälle erfasse, ist offensichtlich nicht willens, auf der DSI-Deliktesskala von Völkermord bis hin zum Hamburger-Raub irgendwie zu nuancieren.

Widersprüchlich ist sodann, dass die DSI-Befürworter oft argumentieren, solche Täter würden ja ohnehin nicht angezeigt beziehungsweise erwischt. Erstens widerlegen dies schon die obigen Beispiele. Zweitens ist es eine bizarre Volte, zuerst eine Initiative zu verfas-



Deliktesskala von Völkermord bis Hamburger-Raub.

sen, die Straftaten möglichst flächendeckend erreichen soll, und dann darauf zu hoffen, dass Urheber geringerer Straftaten dann schon entwischt. Ein weiterer Wertungswiderspruch ist es, bei Antragsdelikten einen obligatorischen Landesverweis vorzusehen. Antragsdelikte finden sich nämlich zumeist dort, wo das öffentliche Interesse an der Strafverfolgung relativ gering ist. Hier fehlt es also per definitionem auch am öffentlichen Interesse an der Ausschaffung. Es mutet archaisch an, dass mit der DSI ein geringfügig geschädigter Antragsteller quasi persönlich über die Verbannung des Delinquenten entscheiden darf.

Geradezu absurd ist es, dass es für die Ausschaffung oft darauf ankommt, in welcher Reihenfolge jemand zwei Delikte begeht. Von der Realität bedrängt, flüchten sich die DSI-Befürworter bisweilen in die Behauptung, dass viele geringfügige Taten rechtlich nicht von der DSI erfasst würden. Auch das ist falsch. Die DSI hält ausdrücklich fest, dass die Landesverweisung «unabhängig von der Höhe der Strafe» stattfinden muss.

### Automat ohne Notbremse

Zum zweiten Punkt, der Härtefallklausel: Hier behaupten die DSI-Befürworter, sie sei nicht kompatibel mit der Ausschaffungsinitiative von 2010 und gebe dem Richter freie Hand. Auch hier ist beides falsch.

Wie die *Weltwoche* letzte Woche im Editorial einräumte, verbietet die Ausschaffungsinitiative die Härtefallklausel nicht. Doch auch mit dem damaligen Gegenvorschlag hat der Souverän eine solche Klausel nicht verworfen. Der Gegenvorschlag umfasste nämlich eine umfassende Verhältnismässigkeitsprüfung, während die Härtefallklausel lediglich eine äusserst eng definierte Notbremse ist. Eine solche braucht jeder Automat für den Fall, dass er Amok läuft. Diese rechtsstaatliche Notbremse kann nur ausnahmsweise gezogen werden und nur dort, wo es um einen schweren persönlichen Härtefall geht und gleichzeitig kaum ein Sicherheitsrisiko besteht.

Mein Fazit: Kaum jemand bezweifelt, dass Mörder, Vergewaltiger und Konsorten auszuschaffen sind. Entsprechend hat das Parlament hierzu ein pfefferscharfes Gesetz verabschiedet. Die DSI aber geht viel weiter. Sie erfasst – ohne Notbremse – auch zahlreiche geringfügige Fälle bis hin zu eigentlichen Bagatellen. Diese kommen in der Realität vor, werden angezeigt, beurteilt und bestraft, was auch richtig ist, denn Strafe muss sein. Es ist hingegen unnötig, in der Schweiz geborene und aufgewachsene junge Leute wegen ein oder zweier geringfügiger Taten zwingend aus dem Lande zu verbannen. Der Staat soll immer mit Augenmass handeln – gegenüber Ausländern wie gegenüber Schweizern. Die DSI gehört daher abgelehnt.

Andrea Caroni ist Ständerat (FDP, AR) sowie Rechtsanwalt in Herisau.

# Pause für den Rechtsstaat

Seit zehn Tagen halten Aktivisten und abgewiesene Asylbewerber die Basler Matthäuskirche besetzt. Die evangelische Kirche hat Schritte gegen die illegale Aktion angekündigt. Bisher fanden aber nicht einmal die angekündigten Gespräche statt – angeblich wegen der Fasnacht. *Von Alex Reichmuth*



«Raum für gesellschaftliche Debatten»: Matthäuskirche in Kleinbasel.

Es ging am Sonntag vor einer Woche los: Eine Gruppe junger Leute unterbrach in der Matthäuskirche in Kleinbasel einen Gottesdienst. Die Aktivisten verkündeten, vier abgewiesene Asylbewerber würden sich in der Kirche «niederlassen». Diese seien unmittelbar von «gewaltsamen Ausschaffungen» bedroht. Seither halten vier Afrikaner zusammen mit ihren Unterstützern einen Nebenraum der Kirche besetzt.

Es geht offensichtlich nicht darum, die Asylanten still zu unterstützen. Die Aktivisten veranstalten «Solidaritätskundgebungen», weil sie mit der «derzeitigen Migrationspolitik» der Schweiz angeblich «nicht leben können». Im Internet verteidigen die Aktivisten aus der linksautonomen Szene die Besetzung der Kirche: «In einer Situation von Zwängen und Bedrohung ist dies die beste Möglichkeit, Selbstbestimmung und Optimismus zu leben.» Es entstehe so «ein Ort, an dem Perspektiven für politische Veränderungen geschaffen werden».

Die illegale Aktion löst unter den Politikern Basels unterschiedlichste Reaktionen aus. «Völlig daneben» findet SVP-Präsident und Nationalrat Sebastian Frehner das Vorgehen der Besetzer. Die Kirche solle die Polizei rufen, die Räumung verlangen und juristisch «gegen diese Kriminellen» vorgehen. Auch bei der

FDP hat man «kein Verständnis». Rechtskräftig abgewiesene Asylbewerber könnten sich nicht in einer Kirche verstecken. Es sei aber richtig, so FDP-Grossrat Luca Urgese, «dass man zunächst versucht, diese Situation gewaltfrei zu lösen». «Der Hauseigentümer hat das Recht, die Räumung zu verlangen», sagt CVP-Präsidentin Andrea Strahm. «Nichtsdestotrotz ist die Flüchtlingssituation eine Tragödie sondergleichen, und Behörden und Politik sind gefordert», ergänzt sie.

## «Hausfriedensbruch»

«Grosses Verständnis» für das Vorgehen der Aktivisten äussert hingegen SP-Präsidentin Brigitte Hollinger. «Es ist ein gewaltfreies Mittel, mit welchem sie sich Gehör verschaffen können.» Falls bezüglich der vier Asylsuchenden ein rechtskräftiger Ausweisungsentscheid vorliege, müsse dieser zwar respektiert werden, so Hollinger. Umgekehrt solle die Kirche aber «Raum bieten für gesellschaftliche Debatten». Unterstützung kommt auch von den Grünen: Man erwarte von der Kirche und den Behörden, «dass in einem konstruktiven Dialog mit den BesetzerInnen eine für alle tragbare Lösung gefunden wird», schreibt Parteisekretär Oliver Thommen. Einzige Kritik der Grünen an der Aktion: Man hätte «mit der betroffenen Kirche Rücksprache nehmen» sollen. Die linke Grup-

perierung Basta! hat uneingeschränkte Solidarität mit den Besetzern verkündet. «Die reformierte Kirche wird aufgefordert, sich auf ihre humanitären Grundsätze zu besinnen und Kirchenasyl zu gewähren», verkündete Basta! in einer Medienmitteilung.

Beim Kirchenrat der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt (ERK), der Besitzerin der Matthäuskirche, ist man allerdings nicht erfreut. Man erachte die Kirchenbesetzung als «Hausfriedensbruch» und behalte sich «entsprechende Schritte» vor, schrieb der EKR Anfang letzter Woche. Einen Antrag auf polizeiliche Räumung des Gebäudes habe man aber «vorerst» nicht gestellt, um «zuerst» das Gespräch mit den Besetzern zu suchen.

## Kirchenasyl als Schutz vor Lynchjustiz

Die Besetzer und ihre politischen Unterstützer setzen stark auf den Begriff «Kirchenasyl», um ihrer Aktion moralische Legitimität zu verleihen. Diese Art von Schutz ist jahrtausendealt und geht auf das «Heiligtumasyl» in der Antike zurück. Damals verstand man darunter die Möglichkeit für Verfolgte, sich in der Nähe von Tempeln oder sonstigen heiligen Stätten auf göttlichen Schutz zu berufen. Nach der Christianisierung Europas bot die Kirche ge-

## Die illegale Aktion löst unter den Politikern unterschiedlichste Reaktionen aus.

wissen Straftätern Zuflucht, die sich vor Lynchjustiz retten mussten. Mit der Aufklärung und dem Aufbau des modernen Rechtsstaats verlor das Kirchenasyl allerdings seine Legitimität. Das staatliche Gewaltmonopol löste die Selbstjustiz ab und machte ein besonderes Asylrecht der Kirche obsolet.

Bis zum 19. Jahrhundert hatten denn auch alle europäischen Staaten das Kirchenasyl formell aufgehoben. Dennoch hielt vor allem die römisch-katholische Kirche daran fest. In der modernen Form dient das Kirchenasyl regelmässig dazu, angeblichen Flüchtlingen und illegalen Migranten Schutz vor Ausweisung zu bieten. In der Regel wird Kirchenasyl verkündet, wenn konkrete Asylentscheide oder die Migrationspolitik per se als unmenschlich hart und moralisch unzulässig erachtet werden. Das Ziel ist meist, eine Legalisierung durchzusetzen oder zumindest eine Neubeurteilung des Aufenthaltsstatus zu erreichen.

Geradezu dreist treten die Unterstützer des Kirchenasyls in Deutschland auf. Asylantenfreundliche katholische und evangelische Kirchgemeinden haben sich in der «Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche» organisiert und werben offen für ihre widerrechtlichen Aktionen. Kein Wunder, wird immer häufiger Kirchenasyl ausgerufen. Anfang 2015 hatte sich die Zahl der aktuellen Fälle innerhalb eines Jahr auf mehr als 200 vervielfacht.

Der deutsche Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) wollte dieser Ausweitung im Februar letzten Jahres Einhalt gebieten. Er warnte vor dem «Missbrauch des Kirchenasyls» und sagte, auch Muslime könnten nicht argumentieren, für sie stünde die Scharia über den deutschen Gesetzen. Es hagelte Proteste über den «eiskalten Innenminister» (*Spiegel*). Der Staat solle sich «bei diesem Thema zurückhalten», meinte der stellvertretende SPD-Vorsitzende Ralf Stegner. Nach wenigen Tagen knickte de Maizière ein und nahm die Ankündigung von Massnahmen gegen das Kirchenasyl zurück. Er «einigte» sich mit Kirchenvertretern darauf, dass sie weiterhin Asyl gewähren dürfen, sofern es als «Ultima Ratio» erfolgt. Von Zurückhaltung kann jedoch keine Rede sein. Im Dezember zählte Deutschland gar 278 Fälle von Kirchenasyl. Dieses ist nun quasi offiziell legitimiert. Der Rechtsstaat hat kapituliert.

### Kein Gespräch mit der Weltwoche

In der Schweiz sind die Kirchen deutlich zurückhaltender, wenn es darum geht, rechtskräftig abgewiesene Migrant\*innen zu beherbergen. In den letzten Jahren gab es nur vereinzelte Fälle. So hat etwa das katholische Kloster St. Katharina in Wil SG vor zwei Jahren einer Familie aus der Türkei mit abgewiesenem Asylgesuch vorübergehend Unterschlupf gewährt (*Weltwoche* Nr. 37/14). Häufiger kommt es vor, dass Asylbewerber selber Gotteshäuser besetzen – meist mit Unterstützung linker Aktivist\*innen und gegen den Willen der jeweiligen Kirchgemeinden. So haben Asylanten im März letzten Jahres Teile der reformierten Kirche Saint-Laurent in Lausanne besetzt und sind bis heute nicht abgezogen.

Im Basler Fall verläuft ein Besuch in der Matthäuskirche kurz: Mit der *Weltwoche* spreche man nicht, beschieden die Aktivist\*innen dem Reporter. Deren Standpunkte seien zu weit von den eigenen entfernt.

Konsequenzen hat die illegale Besetzung auf absehbare Zeit keine. Wie die evangelische Kirchgemeinde Basel auf Anfrage schreibt, haben bisher keine Gespräche mit den Aktivist\*innen stattgefunden. «Verhandlungen» mit den Besetzern fänden «frühestens nächste Woche» statt, schreibt Roger Thiriet, Mediensprecher der ERK. Denn derzeit sei in Basel Fasnacht. Während der *drey scheenschte Dääg* ruht offenbar der Rechtsstaat. ○

# Chancen zum Aufholen

Das Wertvollste, was die Schweiz Flüchtlingen bieten kann, ist der Rechtsstaat, nicht der Anspruch auf Sozialleistungen.

Von Charles B. Blankart

«Man kann offene Grenzen haben oder den Wohlfahrtsstaat, beides geht nicht.» Mit diesem einen Satz bringt der Ökonom und Nobelpreisträger Milton Friedman das Problem der illegalen Einwanderer oder Flüchtlinge, wie sie in der Schweiz heissen, auf den Punkt. Eine Zuwanderung von Flüchtlingen ist möglich, solange diese den Wohlfahrtsstaat nicht in Anspruch nehmen.

### Langfristig besser integriert

Doch was soll mit den vielen Flüchtlingen geschehen? Die meisten kommen aus Bürgerkriegsgebieten von Nahost oder Afrika, wo Unrecht vor Recht gilt. Was ihnen fehlt und was ihnen die Schweiz als wertvollstes Gut bieten kann, ist der Rechtsstaat. Dieser erlaubt ihnen den Aufbau einer Existenz und einer Perspektive in Frieden und Sicherheit, ohne dass sie befürchten müssen, dass ihnen das Erworbene wieder weggenommen oder zerstört wird.

Das Recht auf Teilhabe am Rechtsstaat unterscheidet sich von Anspruchsrechten. «Rechte an» sind zu unterscheiden von «Rechten auf». Jeder Mensch ist «Teilhaber an» den Rechten seines Staates, «Rechte auf» sind demgegenüber Ansprüche auf Leistungen dieses Staates, zum Beispiel Rechte auf Sozialleistungen, auf Schulung und auf einen Arbeitsplatz und so weiter. «Rechte auf» verschieben die

Verantwortung für eine erfolgreiche Arbeitsvermittlung von der Nachfrage- auf die Angebotsseite. Verfehlen sich Angebot und Nachfrage, so haben die Nachfrager Anspruch auf Sozialleistungen. Auf diese Weise perpetuiert der Staat seine Hilfsverpflichtung, ohne dass das Problem der Vermittlung gelöst würde und ohne dass die Flüchtlinge glücklicher werden. In der Schweiz wie in Deutschland besteht aber das Bestreben, den Flüchtlingen «Rechte auf» zu gewährleisten.

Demgegenüber zeigen Erfahrungen aus den Vereinigten Staaten, dass die Gewährung von «Teilhaberrechten» meist positiv verläuft.

### In der Schweiz besteht das Bestreben, den Flüchtlingen «Rechte auf» zu gewährleisten.

Flüchtlinge beginnen zwar auf einem tieferen Bildungsniveau als legale Einwanderer. Sie haben geringere Sprachkenntnisse sowie niedrigere Erwerbsquoten und niedrigere Löhne als legal eingewanderte Ausländer. Doch sie haben teil am Rechtsstaat. Dieser eröffnet Chancen und erlaubt es ihnen, allmählich gegenüber den anderen Einwanderern aufzuholen: Bei Flüchtlingen sind Erwerbsquoten, Löhne und Sprachkenntnisse zwar am Anfang niedrig, steigen aber schneller als die der anderen Einwanderer vergleichbarer Herkunft. Damit sind in der langen Frist Flüchtlinge ökonomisch sogar besser integriert als legale Einwanderer.

Durch die Politik der «Rechte auf» sollen Flüchtlinge möglichst rasch auf ein einheitliches Qualifikationsniveau gehievt werden, damit sie sich dort, ohne die heimische Beschäftigung zu stören, in den Arbeitsmarkt und den Mindestlohn einfügen. Dieses Konzept wird wahrscheinlich scheitern. Denn in dem kleinen Segment des (in der Schweiz faktischen) Mindestlohns haben die Flüchtlinge einfach nicht Platz. Arbeitslosigkeit ist absehbar. Demgegenüber brächte eine Lohndifferenzierung nach unten beiden Gruppen mehr Teilhaberrechte: den Flüchtlingen im unteren und den heimischen Arbeitskräften im angestammten oberen Lohnbereich. Beide erhalten Teilhabe an einem Gut, mit dem sie etwas anfangen können.

Charles B. Blankart war Professor für Volkswirtschaftslehre an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist Gastprofessor an der Universität Luzern und ist Gastprofessor an der Universität Luzern.



Perspektive in Sicherheit: Asylbewerber.

---

# «Ich bin für die Politik gemacht»

---

Pierre Maudet, 37, ist das Wunderkind der Genfer Politik. Er sitzt in der Kantonsregierung und wird als künftiger Bundesrat gehandelt. Der FDP-Strahlemann über die Sicherheitsprobleme des Grenzkantons, den Fall Adeline und die Unterschiede zwischen Romandie und Deutschschweiz. *Von Philipp Gut*

Es komme nicht so oft vor, «dass sich Deutschschweizer für uns interessieren», sagt Pierre Maudet gleich zu Beginn des Gesprächs mit entwaffnendem Charme. Sofort fällt ihm auch die Uhr am Handgelenk des Gastes auf, die aus einer Genfer Manufaktur stammt. Er selbst trägt ein Chronometer mit Komplikation, natürlich ebenfalls ein Produkt des heimischen Schaffens. Auch das Kunstobjekt von Maximilian Büsser & Friends im Büro des Staatsrats verweist auf die Bedeutung der Uhrenindustrie für die Rhonestadt: Es sei aus 2000 Bestandteilen gefertigt, die der Herstellung von Zeitmessern dienen, erklärt Maudet.

Der Gastgeber, in einen hellgrauen Anzug gekleidet, sportlich-schlanke Gestalt, gewinnendes Lächeln, war das Wunderkind der Genfer Politik. Wiederholt stellte er im Lauf seiner

---

«Die grösste Bedrohung für die Sicherheit der Schweiz ist Ueli Maurer.»

---

Karriere Rekorde auf: 1995 gründete der heute 37-Jährige das Genfer Jugendparlament, dessen erster Präsident er wurde. Mit 24 war er bereits Hauptmann der Schweizer Armee. Mit 29 wurde der FDP-Politiker in die Genfer Stadtregierung gewählt, vier Jahre später wurde er der jüngste Stadtpräsident in der Geschichte Genfs. Seit 2012 und der Ersatzwahl für Parteikollege Mark Müller, der nach Skandalen zurücktrat, sitzt Maudet in der Kantonsregierung, er ist Vorsteher des Doppelressorts Wirtschaft und Sicherheit. 2013 wurde er – bemerkenswert im traditionell linken Genf – mit dem besten Resultat wiedergewählt.

## Unerschrockene Kommentare

Auch in der Deutschschweiz blitzt der Name Maudet gelegentlich auf – er gilt als möglicher Bundesrat der Zukunft, war nach dem Mordfall Adeline in den Schlagzeilen und macht mit unerschrockenen Kommentaren zur Berner Politik von sich reden. Die Ankündigung des Bundes nach den jüngsten Terroranschlägen von Paris, er wolle den Nachrichtendienst um faktisch zwei Personen verstärken, bezeichnete er als «Witz». Das sei viel zu wenig. 2010, damals noch als Stadtrat, attackierte er in einer scharfen Analyse, die er den «wahren Bericht» nannte, die schweizerische Sicherheitspolitik und insbesondere den sicherheitspolitischen Bericht des Bundesrats. «Die grösste Bedrohung für die



«Im Zweifel für die Sicherheit der Bevölkerung»: Politiker Maudet.



Sicherheit der Schweiz ist Ueli Maurer», heisst es darin. Der ehemalige Verteidigungsminister habe falsche Prioritäten gesetzt. Die wirklichen Bedrohungen seien Cyberattacken, Terrorismus, Extremismus, organisiertes Verbrechen und Naturkatastrophen.

Solche Äusserungen und seine Massnahmen gegen die grassierende Kriminalität – Genf ist der Kanton mit der höchsten Verbrechensrate – haben ihm das Etikett eines Hardliners eingetragen. Aber ist er das wirklich? Im Lauf des Gesprächs kommen sanfte Zweifel auf.

### Das vertikale Genf

«Ich bin für die Politik gemacht», sagt der Erfolgspolitiker. Doch sein Einstieg führte nicht über eine Partei, er entsprang einem konkreten Anliegen: Als Schüler kämpfte Maudet für eine Skateboard-Anlage. Die ersten Briefe an den damaligen Stadtpräsidenten, dessen Amt er später selbst übernehmen sollte, blieben unbeantwortet. Mit Beharrlichkeit gelangten Maudet und seine jugendlichen Mitstreiter – zu ihnen gehörte auch der heutige grüne Staatsratskollege Antonio Hodgers – an ihr Ziel. Neben dem Skater-Park richtete die Stadt Nachtbusse ein.

Der Militärdienst war die «erste schweizerische Erfahrung» für Maudet, der als guter Genfer neben einer Wohnung in der Altstadt auch ein Haus in Frankreich besitzt, in dem er mit seiner Familie – drei Kinder – die Wochenenden verbringt. Die Offiziersschule absolvierte er in der Deutschschweiz und im Tessin, was ihn auch sprachlich weiterbrachte. Allerdings relativiert er selbstironisch: «Im Militär braucht man nicht mehr als 300 Wörter.» Er war bei den Katastrophenhilfe-Truppen, dem früheren Luftschutz. «Das hilft auch in der Politik», fügt er mit einem Lächeln hinzu. Es folgte ein zweisprachiges Jurastudium an der Universität Freiburg.

Dieser Bezug zur übrigen Schweiz sei «nicht unbedingt natürlich» für einen Genfer, sagt Maudet. «Wir haben Kontakte mit der ganzen Welt, aber kaum mit dem Rest des Landes.» Vielleicht hat diese Offenheit nach beiden Seiten auch mit seiner Herkunft zu tun: Seine Mutter stammt aus Zuoz und sprach Rätoromanisch, der Vater ist Franzose.

Genf sei, seit den Zeiten des strengen Reformators Calvin, eine «vertikale» Stadt. Auf dem Hügel stehe keine Burg und kein Schloss wie andernorts, dort stehe eine Kirche. Ein Zentrumsbau mit Symbolcharakter: Die Calvinisten hätten sich einer direkten Verbindung zu Gott gerühmt. Eine ähnliche Orientierung an der Vertikalen sieht Maudet bis heute auch im Politischen: Mit der Uno in New York sei Genf ebenfalls direkt verbunden. Es brauche aber auch den «horizontalen» Kontakt, etwa den Austausch mit der Deutschschweiz.

Den Weg in die Erwachsenenpolitik und zur FDP wählte Pierre Maudet auf seine pragmati-

sche Weise: per Ausschlussverfahren. Die Zeit war gekommen, nicht mehr nur Lobbypolitik für Jugendliche zu betreiben (Maudet präsidierte auch die Eidgenössische Jugendkommission), sondern sich auch eine Weltanschauung zuzulegen. Er sei sich damals freilich nicht sicher gewesen, ob er die richtige Partei gewählt habe. Dann folgt wieder einer jener typisch schalkhaften Maudet-Sätze: «Mit zwanzig ist es schwierig, eine Familie zu wählen und zu sagen: 'That's it!」

Die Zweifel wurden aber schnell weggeschwemmt, Vorbildfiguren wie Peter Tschopp oder Gilles Petitpierre halfen. Vor allem aber wurde er schon ein Jahr nach seinem Parteieintritt ins Stadtparlament gewählt. Der Rest ist Genfer Politikgeschichte. Bald darauf in

---

### «Ich bin vielleicht ein Hardliner für die Romandie, aber nicht in der Deutschschweiz.»

---

die Stadtregierung aufgestiegen, lernte Maudet, aus einer Minderheitenposition Kapital zu schlagen. Er war der einzige Bürgerliche neben zwei Sozialdemokraten, einem Grünen und einem Linksextremen. Oft ging er mit den beiden Letztgenannten Allianzen ein gegen die beiden «arroganten SPler», wie er selbst sagt.

Langsam war es «fertig mit dem Jugendbonus», auch die politischen Gegner erkannten hinter der Fassade des charmanten Berufsjugendlichen Pierre Maudet die Durchsetzungskraft eines ehrgeizigen Virtuosen der Macht. Mit dem Thema Sicherheit verschaffte sich Maudet im weltoffenen Genf Zuspruch und Respekt. Man müsse den Leuten viel erklären, sie mit Argumenten überzeugen, sagt er.

Seine politische Feuertaufe erlebte Maudet im Mordfall Adeline 2013, als ein Wiederholungstäter eine Therapeutin während eines begleiteten Freigangs kaltblütig umbrachte. Maudet war damals erst ein Jahr im Amt als Sicherheitsminister. Er änderte die Praxis bei Urlauben und Hafterleichterungen: Die Beamten befanden damals – widerrechtlich – selbst darüber, heute landen alle Gesuche auf Maudets Tisch. Dabei entscheide er *in dubio pro populo*, im Zweifelsfall für die Sicherheit der Bevölkerung. Die Genfer Justizverwaltung sei früher davon ausgegangen, jeder auch noch so schwere Verbrecher könne geheilt und «gerettet» werden. Das sei falsch.

### Dorado für Diebe

Bei allem Klartext und bei allen Provokationen bleibt nicht zu übersehen: Pierre Maudet politisiert ausgewogen, jede Radikalität ist seinem Wesen fremd. Ein Beispiel ist die Migrationsdebatte. Genf habe über hundert Kilometer gemeinsame Grenzen mit Frankreich, erklärt Maudet. Das führe zwar zu ge-

wissen Problemen, sei aber auch einfach eine Realität und eine Chance. Der «kriminelle Raum» des Grenzgebiets, den etwa Jugendbanden aus dem nahen Lyon nutzten, sei zugleich der gemeinsame «Lebensraum» der Genfer und Franzosen.

Um die rekordhohe Kriminalität zu senken, hat Maudet als kantonaler Sicherheitsminister verschiedene Massnahmen ergriffen. Während seine Vorgängerin die Anzahl der Gefangenen von der Anzahl Gefängnisplätze abhängig machte – und davon gab es viel zu wenig –, brachte Maudet hinter Gitter, wer hinter Gitter gehörte. «Egal, wie der Komfort war.» Denn für ihn ist klar: «Die Kriminalität funktioniert wie ein Markt, die Verbrecher gehen dorthin, wo am meisten zu holen ist, wo es den geringsten Widerstand gibt.» Genf: ein Dorado für Diebe und Kriminelle aller Art. Doch das Bundesgericht stoppte Maudet im Februar 2014. Andere Massnahmen betrafen die polizeiliche Zusammenarbeit mit Frankreich oder die Sicherheit am Flughafen.

### Legalisierung der *clandestins*

Trotz diesen akuten Problemen – in den Genfer Gefängnissen sitzen neunzig Prozent Ausländer, im Schweizer Schnitt sind es knapp drei Viertel – bekämpft Pierre Maudet die Durchsetzungsinitiative der SVP. Das sei eine «Alibi-Initiative». Sie setze am falschen Ort an, mache «Druck auf die Beschlüsse, nicht auf die konkreten Ausschaffungen». Konkret würde die Initiative dazu führen, dass die betroffenen Migranten in die Illegalität abtauchten oder, da sie sowieso nicht ausschaffbar seien, den Staat teuer zu stehen kämen.

Auch zum Thema Europa sind von Maudet eher sanfte Töne zu vernehmen. Die Masseneinwanderungsinitiative lehnte er ab, in Übereinstimmung mit der Mehrheit im Kanton Genf (61 Prozent sagten nein). Weiter meint er, die Grenzgänger seien unverzichtbar für die Genfer Wirtschaft. Sogar für die *clandestins*, die Illegalen, setzt sich Maudet ein. Ihr Aufenthalt solle legalisiert werden, allerdings nur für Personen ohne strafrechtliche Vergangenheit. Es gehe nicht um einen humanitären Akt, sondern darum, mit der Scheinheiligkeit Schluss zu machen. Alle wüssten, dass insbesondere der Genfer Hauswirtschaftssektor ohne die Illegalen nicht funktionieren würde.

Eher überraschend für das Verständnis des Liberalismus diesseits der Saane ist Maudets Eintreten für einen weiteren Ausbau der sogenannten flankierenden Massnahmen. In Genf herrsche Konsens zwischen den Sozialpartnern, dass dies nötig sei. Auch die Arbeitgeber befürworteten Gesamtarbeitsverträge und die regulierende Hand des Staates. Sieht so ein liberaler Hardliner aus? Maudet zeigt wieder sein entwaffnendes Lächeln: «Ich bin vielleicht ein Hardliner für die Romandie, aber nicht in der Deutschschweiz.» ○



Die Stadt will und muss cooler werden: Kreuzlingen.

## Kreuzlingen – eine Stadt wehrt sich

Geisterstadt, Hauptopfer von Frankenstärke und Einkaufstourismus: Die zweitgrösste Stadt des Thurgaus hat eine schlechte Presse. Doch die Realität ist nicht so schwarz.

Von Wolfgang Koydl

Die ältere Frau, die an diesem sonnigen Morgen ihre Hündchen in Kreuzlingen ausführt, muss keine Sekunde lang überlegen. Reflexhaft dreht sie sich auf die Frage nach dem Stadtzentrum um und deutet zurück, in Richtung Konstanz. «Ins Zentrum wollen Sie?», fragt sie stirnrunzelnd. «Da kommen Sie doch gerade her.»

Kreuzlingen mag zwar ein eigenes Zentrum haben, nämlich die – ein wenig übertrieben – «Boulevard» genannte Einkaufsmeile zwischen Helvetiaplatz und Parkstrasse. Doch gefühlt liegt die Mitte der Stadt eben doch drüben, ennet der Grenze, in der grossen, alten, mächtigen ehemaligen Reichsstadt Konstanz. Das war schon immer so, lange bevor es Kreuzlingen überhaupt gab. Die Bauern der drei Bodensee-Weiler Egelshofen, Kurzrickenbach und

Emmishofen brachten ihre Äpfel und Ferkel nach Konstanz auf den Markt. In Konstanz waltete die hohe Gerichtsbarkeit, in Konstanz residierte der Bischof.

### Blutleere Hülle

An dieser symbiotischen Verbindung änderte sich auch nicht viel, als der Thurgau zur Eidgenossenschaft kam und Konstanz draussen bleiben musste und als die drei Dörfer in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts zusammengelegt wurden. Heute ist es so: Wenn die Kreuzlinger ins Kino wollen, gehen sie nach Konstanz, wenn sie ins Theater wollen, gehen sie nach Konstanz, und wenn sie einkaufen gehen wollen, dann erst recht.

Doch das Shopping ist in den letzten Jahren und besonders seit dem Frankenschok aus

dem Ruder gelaufen. Die Kombination aus starkem Franken, niedrigen deutschen Preisen und Rückerstattung der Mehrwertsteuer hat die Anziehungskraft des Magneten Konstanz derart dramatisch verstärkt, dass Kreuzlingen in den Medien oft regelrecht zur Geisterstadt erklärt wurde: gähnend leere Schaufensterhöhlen, verrammelte Beizen, öde Einkaufsstrassen. Wie ein Vampir sauge Konstanz die Kaufkraft des kleinen Nachbarn ab, bis nur noch eine blutleere Hülle übrigbleibe.

Andreas Netzle geht diese Sichtweise schon seit langem auf die Nerven. «Wenn es wirklich so schlimm wäre, würden wir das doch an den Steuereinnahmen merken», gibt der Stadtpräsident zu bedenken. «Aber die Steuern der juristischen Personen sind nicht zurückgegangen.» Im Gegenteil: Auch in den vermeintlich

mageren Jahren hat die zweitgrösste Stadt des Kantons Thurgau Überschüsse angehäuft, Geld, das nun unter anderem dazu verwendet wird, um Kreuzlingen attraktiver zu machen.

Denn Kreuzlingen wehrt sich – gegen den Sog aus Deutschland und gegen den schlechten Ruf im Inland. Erste Erfolge sind bereits zu verzeichnen: Zumindest mittags sind die Restaurants wieder voll, der Fachhandel verzeichnet steigende Umsätze, und inzwischen haben sogar deutsche Detaillisten die Vorzüge des Schweizer Standortes erkannt: Die Kreuzlinger Filiale der Drogeriekette Müller wirbt damit, dass sie hier die gleichen Preise verlangt wie in Konstanz. Das Konstanzer Möbelhaus Fretz hat bereits eine Dépendance auf der Schweizer Seite der Grenze eröffnet.

«Wir lassen uns nicht unterkriegen», betont auch Andreas Haueter. Der Vorsitzende des Gewerbeverbandes berichtet von einem Detaillistentag, der vor kurzem durchgeführt

### Rund 3,8 Millionen Franken wurden bereits in Programme zur Verschönerung investiert.

wurde. «Da wurde überhaupt nicht so gemurmelt, wie manche das erwartet hatten», stellt er verwundert fest. Stadtpräsident Netzle hat sogar noch positivere Erinnerungen an die Veranstaltung: «Für drei Unternehmer war 2015 sogar ein sehr gutes Jahr.» Es gebe eben «wie in jedem Beruf bessere und weniger gute» Geschäftsleute.

Natürlich ist im Stadtbild unübersehbar, dass die Anziehungskraft der Konstanzer Konkurrenz Breschen in die Kreuzlinger Geschäftswelt geschlagen hat. Die «Hochhus-Bar» hat ebenso ihre Türen geschlossen wie die Zweigstelle der Thurgauer Kantonalbank. «Büro, Laden, Praxis, Agentur? Hier ist Platz dafür» steht auf einem Zettel an der Fensterscheibe. Und natürlich gibt auch Haueter zu, dass seine zwölf und vierzehn Jahre alten Töchter «lieber im Lago in Konstanz abhängen» als vor der Migros in Kreuzlingen. «Es ist einfach cooler dort.»

Aber genau hier setzt man in Kreuzlingen an: Die Stadt will und muss cooler werden. «Sicher, Kreuzlingen ist nicht so attraktiv wie Konstanz», räumt Haueter ein. Es gibt keine romantische Altstadt mit verwinkelten Gassen, und das Seeufer liegt – jenseits einer vielbefahrenen Ausfallstrasse – einen strammen Fussmarsch vom Zentrum entfernt. Nun aber wurden mehrere Arbeitsgruppen ins Leben gerufen, die sich mit der Wiederbelebung der Stadt befassen.

Eine Gruppe beschäftigt sich damit, Kunden auf den Boulevard zu locken. Rund 3,8 Millionen Franken wurden bereits in Programme zu seiner Verschönerung investiert. Ganz bewusst wurde er nicht in eine Fussgängerzone umgewandelt, sondern in eine Begegnungs-

zone: Schrittgeschwindigkeit für Autos und Busse, aber Flaniermöglichkeiten für Fussgänger.

### Realsozialistische Mangelwirtschaft

Zu den Plänen der neugegründeten Vereinigung Netzwerk Altstadt gehört ausserdem, leerstehende Lokale von Künstlern bespielen zu lassen. «Keiner geht heute einfach in die Stadt, um nur ein Paar Schuhe zu kaufen», sagt Haueter. «Es gibt neue Einkaufsgewohnheiten, und dazu braucht es ein Gesamtpaket.» Weil nichts so abstossend wirkt wie ein leerer Laden, ist die Stadt nun mit den Besitzern der Liegenschaften im Gespräch. Man will sie davon überzeugen, ihre Ladenlokale vorübergehend auch kurzfristig zu vermieten. Lieber ein paar Monate lang Mieteinnahmen als jahrelang keine, so die Überlegung. Ausserdem verschwinden so die an realsozialistische Mangelwirtschaft erinnernden leeren Schaufenster.

«Wir sehen, was wir mit eigenen Kräften machen können, was in unsere Zuständigkeit fällt», sagt Netzle. «Aber es gibt Probleme, die nur national oder gar international gelöst werden können.» Dazu gehören nach seinen Worten die Zollfreigrenzen und die Rückerstattung der Mehrwertsteuer durch Schweizer Einkaufstouristen. Das Stadtoberhaupt stört unter anderem, dass man sich selbst auf lächerlich geringe Beträge die Mehrwertsteuer auszahlen lassen kann. «Wir sind für eine Bagatellgrenze von 100 Euro pro Person», bekräftigt Netzle. Bei Einfuhren aus Österreich liegt diese Grenze bei 75 Euro, und auch in Frankreich und Italien ist sie niedriger als in Deutschland.

Hinzu kommt, dass Deutsche, die in der Schweiz einkaufen, nicht in den Genuss der Steuerrückerstattung kommen. Zugegeben, im Moment stellt sich wegen des Preis- und Währungsgefälles diese Frage nicht – es gibt kaum etwas, das Deutsche bei den Nachbarn günstiger bekämen. Doch das könnte sich noch in diesem Jahr ändern, wenn Kreuzlingen und der Kanton Thurgau ihre Geheimwaffe zünden: ein riesiges Outlet-Einkaufszentrum mit niedrigen Preisen.

Eine Verkaufsfläche von 30 000 Quadratmetern soll das Fashion-Outlet Edelreich bei der Gemeinde Wigoltingen einmal haben, und der Einzugsbereich geht weit nach Deutschland hinein. Mehr als eine Million potenzieller Kunden leben eine halbe Autostunde entfernt. Das Projekt ist bereits weit gediehen. Wenn die Gemeindeversammlung von Müllheim grünes Licht gibt, fehlt nur noch die – erwartete – Zustimmung des Kantons. Dann könnten die ersten Boutiquen schon vor der nächsten Weihnachtssaison ihre Türen öffnen.

In der Schweiz hält sich der Widerstand gegen das Projekt in Grenzen. Einsprachen kamen vom World Wide Fund for Nature (WWF) und vom Verkehrs-Club der Schweiz

(VCS), aber nicht von den Bürgern. Umso massiver fiel der Protest in Deutschland aus. Immer wieder versuchte der deutsche Regionalverband Hoahrhein-Bodensee, das Projekt zu hintertreiben. Angeblich sorgten sich die Nachbarn um das erhöhte Verkehrsaufkommen rings um die geplante Mall.

In Kreuzlingen weiss man es besser: Der Konstanzer Einzelhandel fürchtet die Konkurrenz. Denn zum ersten Mal könnten die Kreuzlinger in eine andere Richtung zeigen, wenn sie nach dem Weg zum Zentrum gefragt werden. ○



«Mit eigenen Kräften»: Stadtpräsident Netzle.



«Gesamtpaket»: Gewerbe-Präsident Haueter.

# Meerluft für das Binnenland

Peter Reber steht für die Sehnsucht der Mittelstandsschweiz: alles hinter sich zu lassen, aufzubrechen zu den Paradiesen der Welt. Jetzt wurde er für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Zu Besuch bei einem grossen Unterschätzten der hiesigen Musikszene. *Von Rico Bandle und Christoph Kaminski (Bild)*

Bei seiner Laudatio letzten Freitag im Zürcher Hallenstadion sagte TV-Moderator Roman Kilchsperger, er habe mit sechzehn seine erste Peter-Reber-Platte gekauft, sie dann aber verschämt im hinteren Teil seiner Plattensammlung versteckt, um sie vor seinen Freunden zu verbergen. Peter Rebers Mundartschlager stehen auf der Coolness-Skala tatsächlich im untersten Bereich, für einen unsicheren Jüngling sind sie wahrlich nicht das, womit man die Kollegen beeindrucken kann. Wer sich nicht dem Spott aussetzen möchte, hält sich lieber an die grossen drei des Berner Mundartpops: Rumpelstilz um Polo Hofer, Züri West um Kuno Lauener und Patent Ochsner um Büne Huber. Über diese drei schreiben auch Kulturjournalisten gerne ihre klugen Analysen, während Peter Reber höchstens im Lokalteil oder in der Klatschspalte Platz findet. Aber trotz allem: Reber hat insgesamt weit mehr Tonträger verkauft als Polo Hofer, Züri West und Patent Ochsner zusammen.

Peter Reber ist der Mann für die schweigende Mehrheit, die normalen Leute, die sich abseits von Mode und urbanem Chic bewegen.

Beim Swiss Music Award im Zürcher Hallenstadion wurde Reber für sein Lebenswerk geehrt, unter all den hippen Musikern wirkte er wie ein älterer Herr, der sich in der Veranstaltung geirrt hatte. Doch als er in seiner Dankesrede den jungen Leuten nahelegte, weder den Kritikern zu glauben («Die haben keine Ahnung!») noch den Plattenfirmen, nur sich selbst, hatte er den Saal auf seiner Seite. Man solle das machen, was einem Freude bereite, dann finde man auch sein Publikum, rief er in den riesigen Saal.

So banal diese Weisheit auch tönen mag, Peter Reber hat sie tatsächlich gelebt – nicht nur, was die Musik betrifft. Er hat in seinem Leben das umgesetzt, wovon die meisten Leute nur zu träumen wagen.

## Vater arbeitete als Gepäckarbeiter

Am Tag vor der grossen Ehrung im Hallenstadion empfängt er mich bei sich zu Hause in Bern. Das heisst, er holt mich mit seinem Mercedes-Geländewagen am Bahnhof ab. Reber ist die Herzlichkeit in Person, zuvorkommend, privat ist das nicht anders als auf der Bühne. Die bevorstehende Ehrung freue ihn zwar, sagt er bescheiden, der Zuspruch des Publikums sei ihm aber wichtiger. Die Fahrt geht am Insele spital vorbei in ein ruhiges, etwas verstecktes Quartier namens Veielihubel.

Peter Rebers Berner Insel ist eine liebevoll renovierte, herrschaftliche Jugendstilvilla mit wunderbarem Blick zu den Alpen, sein Palmstrand der grosse Garten mit alten Bäumen. Reber zeigt dem Gast aus Zürich das wunderbare Anwesen: Im unteren Stock wohnt er mit seiner Frau Livia, im mittleren sind sein Büro und sein Musikstudio eingerichtet, oben lebt Tochter Nina in einer Wohngemeinschaft mit einer Freundin.

Die beispiellose Karriere, erst mit dem Trio Peter, Sue & Marc, dann als Solokünstler, Segler und Abenteurer, ist in diesen Räumen mit den alten Parkettböden und Stuckaturdecken überall präsent. Seien es Gemälde, Fotos und Gegenstände, die von der Zeit als Weltenbummler stammen, seien es die unzähligen Edelmetall-Platten und -CDs, die eingerahmt

## Reber ist der Mann für normale Leute, die sich abseits von Mode und urbanem Chic bewegen.

im Arbeitszimmer hängen. Mit dem Trio Peter, Sue & Marc hat Reber rund eine Million Tonträger verkauft, als Solokünstler übertraf er diesen Wert noch – und es scheint kein Ende zu nehmen. Dabei war sein Weg zu einem der erfolgreichsten Musiker des Landes keineswegs vorgezeichnet gewesen.

Rebers Eltern waren beide Bauernkinder, die keine Berufsausbildung absolviert hatten. Der Vater arbeitete als Gepäckarbeiter bei den SBB, man lebte bescheiden. Peter oder «Pesche», wie ihm hier alle sagen, war ein hochbegabtes und aufgewecktes Kind. Schon früh widmete er sich der Musik, komponierte, besuchte das Gymnasium, damals eine Ausnahme für ein Arbeiterkind. Ohne die Eltern zu informieren, bewarb er sich für ein von Sandoz finanziertes Stipendium für einen Internatsplatz am Atlantic College in Südwest Wales. Dank seiner musikalischen Fähigkeiten wurde er aufgenommen. Zweieinhalb Jahre, von 1965 bis 1968, verbrachte er an diesem Elitegymnasium mit Schülern aus achtzig Ländern, bis zur Matura. Eine äusserst bewegte Zeit: Die Rolling Stones und die Beatles revolutionierten die Musik, wobei Reber sich klar zur Beatles-Fraktion zählte. Die originellen Kompositionen, die melodiosen Songs sprachen ihn mehr an als der laute Gitarrenrock der Stones.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Bern gründete er mit Susan Schell und Marcel Die-

trich das Trio Peter, Sue & Marc, kurz PSM, angelehnt an das Vorbild Peter, Paul & Mary, von dem die Gruppe anfangs auch die Songs übernahm. Es waren die Jahre der sexuellen Befreiung und des gesellschaftlichen Aufbruchs. Links zu sein, gehörte zum Lebensgefühl, Peter Reber war mittendrin – doch er mochte nicht mit dem Zeitgeist mitschwimmen.

## Gegenprogramm zu den 68ern

Reber war im bewegten Bern von damals ein Aussenseiter. Er begann, Psychologie zu studieren, dort gaben Marxisten und Trotzlisten den Ton an, die coolen Rocker von Rumpelstilz (Polo Hofer und Hanery Amman) gefielen sich darin, das Bürgertum als Kiffer und Armeegegner aufzuschrecken. Peter Reber lieferte das Gegenprogramm: Seine Musik hatte keinen Groove, dafür umso mehr Melodie, Drogen- und Alkoholexzesse gab es bei ihm keine, dafür eine Militärkarriere bis zum Offizier und ein Bekenntnis zu bürgerlichen Werten. «Ich strebte nicht nach der Weltrevolution», sagt er. Das Trio spielte hauptsächlich bekannte Protestsongs und Antikriegslieder, auch von Bob Dylan, die Texte waren dabei aber nebensächlich, es ging um die Musik. Mit den Jahren entstanden eigene Lieder, komponiert von Peter Reber, sanftweicher Folk-Pop, meist dreistimmige Harmonien, mehr zum Schwelgen als zum Abtanzen.

Der musikalische Erfolg liess einige Jahre auf sich warten. 1976, acht Jahre nach der Gründung, belegte das Trio beim Concours Eurovision de la Chanson mit «Djambo Djambo» den vierten Platz, das bedeutete den langersehnten Durchbruch: Peter Reber brach sein Studium ab, obschon ihm zum Abschluss nur die Lizenziatsarbeit fehlte, Susan Schell und Marcel Dietrich kündigten ihre Jobs. Von nun an waren sie Profis, hatten bis zu 150 Konzerte jährlich, bekamen eigene Fernsehshows, sangen Lieder, deren sanfte Melodien sich im Ohr bereits unwiderrüflich festsetzten, bevor überhaupt der erste Refrain kam. In der Zeitlosigkeit zeigt sich die Qualität der Songs: Auch heute noch berühren sie genauso wie damals. Das kürzlich aufgeführte Musical «Io senza te» mit «Peter, Sue & Marc»-Songs war ständig ausverkauft, 70 000 Personen lockte es an und wird deshalb im September wiederaufgenommen. Längst nicht nur Nostalgiker waren von den Neuinterpretationen der Songs begeistert, sondern auch viele junge Leute, die mit dem Original nicht vertraut waren.



Alles, was er macht, das meint er auch so: Musiker und Komponist Reber, 67.

Peter, Sue & Marc feierten fantastische Erfolge in der Schweiz, auch im Ausland erreichte das Trio immer mal wieder eine Chart-Platzierung, angetrieben durch die vier Teilnahmen am Concours Eurovision de la Chanson. Der grosse internationale Durchbruch blieb aber aus. An den Liedern kann es nicht gelegen haben. «Wir waren in der Schweiz so gefragt, verdienten auch viel Geld, so dass wir es irgendwie nicht nötig hatten, ins Ausland zu gehen», sagt Reber. «Zudem hatte Marc eine Familie, weshalb für ihn eine längere Auslandstournee nicht in Frage kam.» Vielleicht stand dem Trio auch seine Schweizer Bescheidenheit im Weg: Im harten internationalen Showgeschäft gilt es, seine Brust rauszustrecken, den Sex-Appeal hervorzuheben, sich intensiv in Szene zu setzen. Das war PSM zuwider. Die drei traten meist in Strassenkleidern auf, obschon die melodiose, pathetische Musik etwas Pomp im Auftritt durchaus vertragen hätte.

#### Mit «Cindy» über den Ozean

Die Auflösung von Peter, Sue & Marc 1981 war wochenlang Thema Nummer eins in der Schweizer Klatschpresse, spektakulärer war aber, was Peter Reber nachher machte: Er und seine Frau Livia gingen mit dem teilweise selbstgebaute Segelboot «Cindy» – benannt nach dem grössten PSM-Hit – auf eine siebenjährige Weltreise. Während andere Berner Bands das Fernweh nur besangen, machte Reber sich tatsächlich auf den Weg über den Atlantik. Zwar nahm er ein elektrisches Klavier und weitere Instrumente mit aufs Schiff, zwei Jahre lang blieben sie aber unangetastet. «Ich wollte das Instrument schon wegwerfen, da überkam mich plötzlich wieder die Lust», sagt er. Er schrieb rund ein Dutzend Lieder, reiste kurz in die Schweiz, um ein Demotape aufzu-

#### Während andere Berner Bands das Fernweh nur besangen, machte er sich tatsächlich auf den Weg.

nehmen. Die Plattenfirmen liessen ihn auflaufen. Ohne Tournee und Promotionsauftritte lasse sich keine Platte verkaufen, sagten sie, doch dazu war er nicht bereit. Bloss Polygram (heute Universal) wollte sich die Demos anhören. Reber reiste wieder ab, ein Jahr später, 1985, rief er von einer Kneipe in Südamerika aus in die Schweiz an, um sich zu erkundigen, was nun mit den Liedern geschehe. Zu seinem Erstaunen wurde ihm mitgeteilt, dass die Lieder bereits veröffentlicht worden seien, die Platte «Grüeni Banane» habe Gold-Status erreicht. Reber gab in der Kneipe den verdutzten einheimischen Gästen eine Runde aus: Es war der Startschuss seiner zweiten Karriere, die noch erfolgreicher werden sollte als die erste.

Peter Reber verkaufte nicht einfach eine Illusion, sondern seine eigenen Erlebnisse: sein



«Djambo Djambo»: Peter, Sue & Marc, 1971.



«Jede brucht sy Insel»: Hit vom Album «Grüeni Banane», 1986.



«Sie finden bei mir keine Skandale»: mit Familie, 1998.

naturnahes Leben, die Freiheit auf hoher See. Unterwegs filmte er, die Aufnahmen von Inselparadiesen und Segelabenteuern wurden in der Schweiz zu seiner Musik am Fernsehen gezeigt – eine Frühform des Videoclips.

Rebers sanfter, mit dem Hallgerät geglätteter Bariton, dazu Gitarrenbegleitung, Synthesizerklänge und karibisch klingende Einsprengsel: Das sind die Komponenten der meisten seiner erfolgreichen Arrangements. Die Lieder tragen Titel wie «Jede brucht sy Insel», «E Vogel ohni Flügel» oder «D Chinder vom Kolumbus». Kritiker tun dies gerne als Kitsch ab, doch viele seiner Melodien sind zu Volksgut geworden. Nichts ist bei Reber gekünstelt, alles, was er macht, das meint er auch so – und genau das schätzt das Publikum an ihm.

### 99 Konzerte in drei Monaten

Der Sänger verfügt nicht nur über ein ausserordentliches Flair für eingängige Melodien, auch sein Geschäftssinn ist ausgeprägt, und darauf ist er durchaus stolz. Nachdem er wieder in der Musikszene Fuss gefasst hatte, reiste er jeweils für eine intensive Tournee in die Schweiz. Während einiger Wochen spielte er ein oder zwei Konzerte täglich in den Mehrzweckhallen der Schweiz, um dann wieder in die Karibik zurückzukehren. Mit dem kleinst-

möglichen Aufwand und in kürzester Zeit beglückte er Zehntausende von Menschen. «Einmal machte ich 99 Konzerte in drei Monaten, das war dann wirklich fast zu viel.» Mit ihm auf der Bühne standen jeweils nur wenige Musiker, als Dekor diente die Projektion von Bildern aus seiner Segelfahrt. «Dem Publikum hat es gefallen und mir auch, darauf kommt es doch an», sagt er.

Nach sieben Jahren auf hoher See folgten sieben Jahre auf den Bahamas, dann zog die

### «Dem Publikum hat es gefallen und mir auch, darauf kommt es doch an.»

Familie zurück in die Schweiz. Simon, der ältere Sohn, war da schon zehn Jahre alt, Nina, die Jüngere, kam in die Schule.

Es folgten viele weitere Projekte, alle wurden zum Erfolg: seien es die Kinderlieder, die Weihnachtstourneen, das «Hippischpängschtli»-Musical oder eine CD mit der deutschen Band Santiano. Vieles hat er zuletzt mit seiner Tochter Nina gemacht, ist mit ihr auch auf Tournee gegangen. «Gegen ihre Stimme habe ich keine Chance», sagt er, nicht ohne Stolz.

Überhaupt die Familie – auch Simon ist musikalisch begabt und hat an der Musikhochschule in Basel Klavier studiert –, sie scheint so harmonisch wie sein ganzes Leben zu sein.

Geht man sich nicht auf den Geist, wenn man Monate auf einem engen Schiff verbringt? «Viele Paare trennen sich nach einer 25-tägigen Atlantiküberfahrt zu zweit. Bei uns war es umgekehrt, Livia und ich sind zusammengewachsen», sagt er. «Ich weiss, ich bin etwas langweilig, Sie finden bei mir keine Skandale.» Selbst die Trennung von Sue – die beiden waren von 1970 bis 1974 zusammen – lief ohne grössere Probleme ab, das Trio bestand trotzdem weiter und feierte erst dann seine grössten Erfolge. Wenn dem weitgereisten Musiker in der Schweiz etwas Mühe macht, dann ist es die Distanziertheit, die im Vergleich eher geringe Herzlichkeit der Menschen. «Wenn man in der Schweiz in ein Restaurant geht und alle Tische sind mit einer Person besetzt, so geht man ins nächste. Auf den Bahamas, wenn nur ein Tisch besetzt ist, so setzt man sich an jenen, an dem schon jemand sitzt.»

Peter Reber sitzt auch hier zu den Leuten an den Tisch. Das ist zumindest das Gefühl, das er seiner grossen Fangemeinde zu vermitteln weiss: Mit seiner Musik strömt etwas karibische Wärme durch die heimischen Stuben. ○

# Zutritt nur mit Kopftuch

Die Technische Universität Dortmund liess 2012 – wie jetzt an zwei Schulen im Kanton Luzern geschehen – einen «Raum der Stille» einrichten. Nun wird der Gebetsort zu einem «Baby- und Ruheraum» umfunktioniert. Muslime missachteten die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Von Christian Huber

Die Leitung der Technischen Universität Dortmund hatte es sich so schön vorgestellt, als sie Anfang 2012 im dritten Stock des Physikgebäudes einen «Raum der Stille» einrichten liess, der Studierenden aller Glaubensrichtungen als Rückzugsort für Gebet, Einkehr und Meditation dienen sollte – ein Ort der Ruhe im hektischen Uni-Alltag.

Wichtig war der Hochschule, dass es ein «religiös neutraler Ort» sein sollte, der – nicht nur, aber auch – muslimischen Studenten, die zuvor im Treppenhaus gebetet hatten, zur Verfügung stehen sollte. Noch 2008 hatte der damalige Rektor die Einrichtung eines solchen Raumes abgelehnt. Die gebotene Neutralität und die überkonfessionelle Natur einer aus Steuermitteln finanzierten öffentlich-rechtlichen Universität verböten es, Mitgliedern der unterschiedlichen Religionen und Glaubensrichtungen jeweils einen eigenen Ort zur Ausübung ihres Glaubens zur Verfügung zu stellen. Der neue «Raum der Stille» sollte deshalb gemäss einer eigens erlassenen Nutzungsordnung weltanschaulich und religiös neutral gehalten sein, und «religiöse Symbole, Zeichen oder Ähnliches» durften nicht aufgestellt oder angebracht werden. Die Verwaltung des Raumes wurde dem Allgemeinen Studentenausschuss (AStA) übergeben.

Schon nach relativ kurzer Zeit ergab eine Begehung des Raums durch den AStA, dass dort Gebetsteppiche und Korane gelagert wurden. Ferner lagen arabische Flugblätter und deutschsprachige Belehrungen auf, wie sich Frauen im Raum zu kleiden und zu benehmen hätten (Tragen eines Kopftuchs, Verzicht auf Parfum). Darüber hinaus waren Raumteiler zur Trennung der Geschlechter aufgestellt worden. Dem AStA blieb nichts anderes übrig, als den Raum vorübergehend zu schliessen und das Gespräch mit den für die Verstösse gegen die Nutzungsordnung verantwortlichen Studenten zu suchen. Diese zeigten sich einsichtig und gelobten die Einhaltung der Ordnung.

## Gebetsteppiche und Korane

Das stellte sich als reine Spiegelfechterei heraus. Schon bald beschwerten sich Studentinnen, sie würden beim Besuch des «Raums der Stille» am Eingang von muslimischen Studenten abgefangen und darauf hingewiesen, dass sie nur Zugang zu einem kleineren, abgegrenzten Raumteil hätten. Der grössere Raumteil sei Männern vorbehalten. In beiden Teilen des Raumes wurden wieder Gebetsteppiche und Korane gelagert.

Damit war für das Rektorat das Fass übergelaufen. Es schloss vor kurzem den «Raum der Stille». Jetzt wird seine Verwendung als «Baby- und Ruheraum» geprüft. Der einsetzende Proteststurm war zu erwarten gewesen. In einem von 408 Studierenden (was lediglich 1,2 Prozent aller an der TU Dortmund Studierenden entspricht) unterzeichneten Schreiben wurden der Rektorin Verhöhnung, Diskriminierung, antiislamischer Rassismus und Behinderung der Integration vorgeworfen.

In ihrer Antwort vom 3. Februar 2016 wies die Rektorin höflich, aber bestimmt auf das deutsche Grundgesetz hin, nach dem alle Menschen vor dem Gesetze gleich, Männer und Frauen gleichberechtigt seien und niemand wegen seines Glaubens oder seiner religiösen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden dürfe. Dann wurde sie deutlich: «Ihre Anmerkungen zur Bedeutung der Integration greifen wir gerne auf und erlauben uns, zu ergänzen, dass hierzu die Kenntnis und Akzeptanz der in der Bundesrepublik Deutschland geltenden Gesetze gehört, an die wir alle gebunden sind. Gleichberechtigung von Mann und Frau ist dabei ein unantastbarer Kernbereich.»

Natürlich ist der von der Dortmunder Rektorin zitierte Grundsatz der Rechtsgleichheit in ähnlicher Form auch in der Schweizer Bundesverfassung festgehalten. Er gilt sogar im Kanton Luzern, wo in den Schulhäusern Biregg und

Hubelmatt eigens für muslimische Jugendliche, die das zehnte Schuljahr absolvieren, Gebetsräume eingerichtet wurden. Sie seien geschaffen worden, um Auseinandersetzungen zwischen den Schülern zu vermeiden, liess sich der Luzerner Regierungspräsident vernehmen. Segregation statt Integration also. Ob die Gebetsräume – die auch in Luzern «Raum der Stille» heissen – tatsächlich auch von nichtmuslimischen Jugendlichen und jungen Frauen – ohne Kopftuch – benützt werden dürfen oder können, wie der Regierungspräsident beteuert, ist nicht bekannt. Ebenso wenig weiss die Öffentlichkeit, ob dort Gebetsteppiche und Korane gelagert werden dürfen und ob Kruzifixe beispielsweise auch toleriert würden. Eine Besichtigung wurde der *Weltwoche* verwehrt («Pausengebete», *Weltwoche* Nr. 2/16).

Das von der TU Dortmund klugerweise als zeitlich beschränkter Versuch angelegte Experiment ist an der Unnachgiebigkeit der männlichen muslimischen Studenten gescheitert. Vielleicht ist ja in Luzern alles besser. Die elegante Dortmunder Lösung, aus dem Gebetsraum einen Babyraum zu machen, dürfte allerdings in den Luzerner Schulhäusern angesichts des Alters der Schüler und Schülerinnen eher nicht nachgefragt werden.

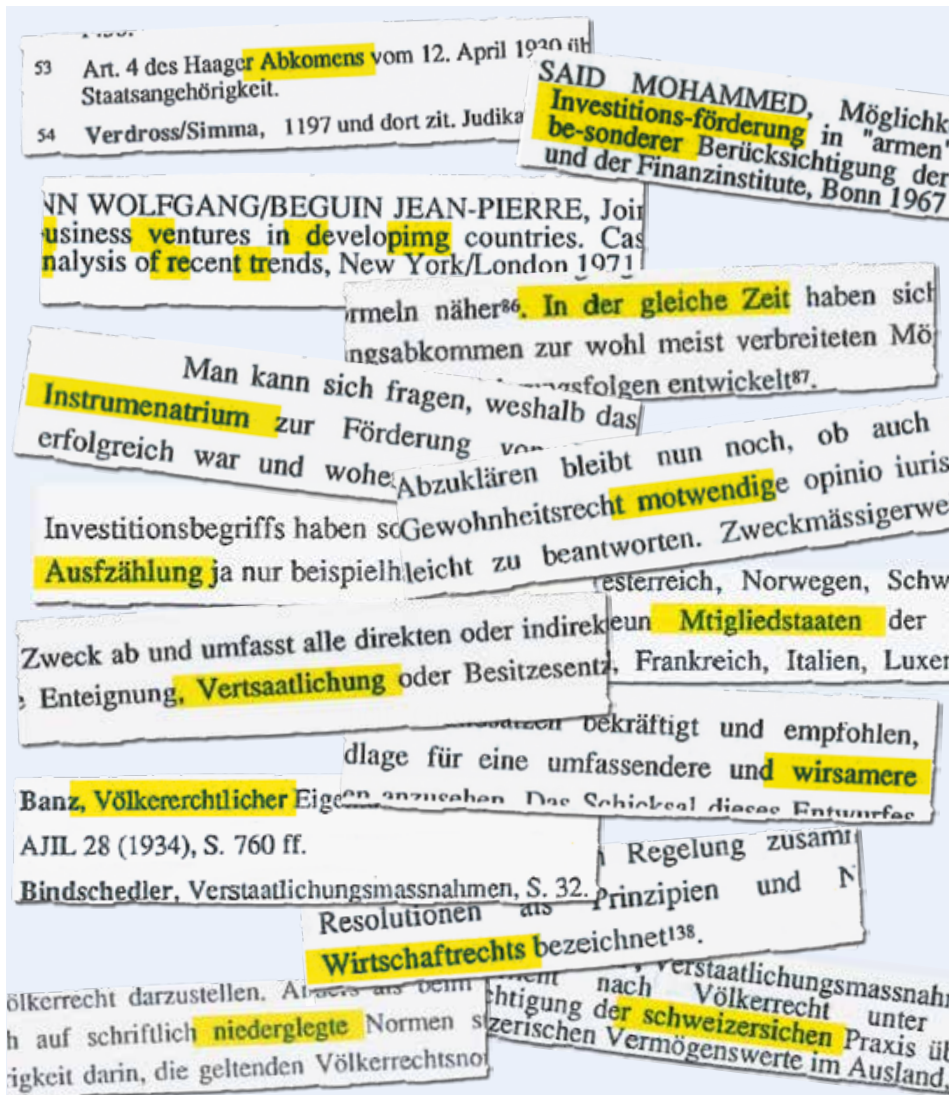
Christian Huber ist promovierter Jurist. Er war Regierungsrat des Kantons Zürich.



Segregation statt Integration.

# Akademischer Pfus

Dr. iur. Dr. iur. h.c. Markus Notter lieferte 1989 seine Doktorarbeit ab. Die Dissertation des früheren Zürcher SP-Regierungsrates strotzt dermassen von Fehlern, dass sein Doktorvater Daniel Thürer diese unmöglich je durchgelesen haben kann. Wetten, dass die Universität Zürich trotzdem nichts unternimmt? Von Christoph Mörgeli



Meister unter den Buchstaben-Verdreher: Passagen aus Notters Doktorarbeit.

Markus Notter mag die lauten Töne. Als Präsident der Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz (GMS) warnt er vor der «unmoralischen und unmenschlichen» Durchsetzung der Ausschaffung krimineller Ausländer bei «Bagatelldelikten». Sein Staatsverständnis fasst der als Fünfzigjähriger frühpensionierte Justizdirektor nach lebenslangem Staatsdienst so zusammen: «Der Souverän hat in einer Demokratie nichts verloren.» Notter präsidiert auch den Verein Europaplattform Schweiz und sagt: «Ich bin aus patriotischen Gründen für den EU-Beitritt.»

Sein Doktorvater Daniel Thürer ist ein landesweit bekannter Anhänger von EU-Beitritts-

bestrebungen und von bezahlten Gutachten. In einem solchen zeigte er dem Bundesrat den Weg auf, wie ein Schweizer EU-Beitritt ohne Volksabstimmung zu bewerkstelligen wäre. Die Annahme der Durchsetzungsinitiative fände Thürer «rechtsstaatlich einen Skandal»; er fordert die Richter präventiv auf, die entsprechende Verfassungsbestimmung zu ignorieren.

Die beiden Juristen waren schon ein bewährtes Team, bevor Markus Notter am völkerrechtlichen Zürcher Lehrstuhl Thürers 1989 nach fünfjähriger besoldeter Assistententätigkeit seine Dissertation abgab. Noch vor Vollendung dieser Arbeit wurde der strebsame SP-

Mann in den Gemeinderat Dietikon und in den Kantonsrat gewählt. Der vollständige Titel von Notters Dissertation lautete: «Völkerrechtlicher Investitionsschutz unter besonderer Berücksichtigung der bilateralen Investitionsschutzverträge der Schweiz». Der damalige Dekan, welcher die Arbeit absegnete, war der Wirtschaftshistoriker und bekennende Blocher-Hasser Hansjörg Siegenthaler vom Club Helvétique» (Originalton 2014: «Wir sollten der EU beitreten»).

## Auch mit Französisch auf Kriegsfuss

Wenn an Notters akademischer Schrift etwas auffällt, ist es in erster Linie eine absurde Häufung von Fehlern, die in der schweizerischen Universitätsgeschichte wohl beispiellos da steht. Dass Notter als Absolvent einer Lateinmatur Wörter wie «jus» oder «Ius» verwendet, kann man genauso wenig nachvollziehen wie die Schreibweise «Verhaltenskodices» oder «Kodices» statt Kodizes beziehungsweise Codices. Die Fehlschreibung «opinio iuris» hat Notter später zu «opini iuris» verschlimmbessert, und er garnierte das Monstrum mit

## Grosszügigkeit zeigte er bei «Völkerrecht», das er bald darauf zu «Vöckerrecht» verknappte.

den Wörtern «Seperatdruck» und «Fragenkomplex». Laut Notters Danksagung hat Professor Daniel Thürer die Arbeit «mit Interesse verfolgt und unterstützt». Doch es ist nicht vorstellbar, dass dieser die Dissertation seines Assistenten anständig betreut, geschweige denn, dass er sie jemals durchgelesen hat. Schon das Inhaltsverzeichnis («Eingiffe von Privaten», «Tranferierbarkeit der Leistung») lässt Schlimmes ahnen. Bereits der erste Satz des Literaturverzeichnisses offenbart eine fast schon intim anmutende Feindschaft Notters mit unserer deutschen Muttersprache («Die Literatur wird mit der Angabe des Verfasser-namens und einem auf den Titel bezüglichen Stichwort zitiert»).

Bei Angabe der benützten Werke lesen wir Wörter wie «schweizersich», «Investitionsförderungsverträge», «Ressourcen», «Nichtdiskriminierung», «Enteignungsrecht». Ungezählte Male fehlt ein s, so bei «Wirtschaftsintegrationsrecht», «Wirtschaftrecht» (häufig) oder «Weltwirtschaftsordnung» (noch häufiger). Auch die Trennungszeichen





Mit links: Politiker Notter.

innerhalb der Wörter auf einer Zeile wie «Investitions-förderung», «be-sonderer», «Gemeinschafts-unternehmen» hätten einem korrigierenden Autor, insbesondere aber einem einigermaßen wachen Doktorvater nicht entgehen dürfen.

Mit der französischen Sprache stand Markus Notter erst recht auf Kriegsfuss, schrieb er doch «economique», «rationel», «enterprise» oder «consomation». Mit dem Englischen trieb er es ähnlich bunt, etwa im Zusammenhang mit der mexikanischen Verfassung («Mecican Constitution») oder dem «Development», das er (ebenso falsch) auch als «Development» oder «developimg» variierte. Dazu gab's «clauses» (statt «clauses»), «promotion» (statt «promotion»), «Aggreements» (auf einer einzigen Seite drei Mal), «The Importence» und so weiter. Kein Wunder, dass die Briten solchen EU-Freunden baldmöglichst entfliehen wollen. Doch unsere nördlichen Nachbarn traktierte Notter noch schlimmer: Die «Bunderpublik Deutschland» veränderte er in einem zweiten Anlauf zur «Bundesrepublik Deutschalnd», ja, nicht einmal die «chinesischen Investoren» waren vor ihm sicher.

### Ehrendoktor der Uni Zürich

In Notters Haupttext geht's weiter mit «innertsaatlich», «Investitionsrisikigarantie», «Industrialisierung» (und hartnäckig beharrend auf «Industrialisierungsprogramme»), «Verfassungsänderung», «Auspägung», «etwickelte», «Verallgemeinerunsfähigkeit», «gewohheitsrechtlich», «Gereichtsentscheidung», «Ueberinstimmung», «ehemlig», «Genaralsekretariat», «motwendige», «multilaterlen». Mit Wörtern wie «einschgeränkt» und «dannach» «ruiniern» hat Notter seine Arbeit nicht nur eingeschränkt, sondern auch ruiniert. Wo Markus Notter einerseits mit Buchstaben sparte («Entwicklungsländer», «wirtschaftlich», «Kentnissen», «stategisch», «Mindesstandards», «verpflichtet», «niederglegte»), zeigte er bei andern Wörtern wieder

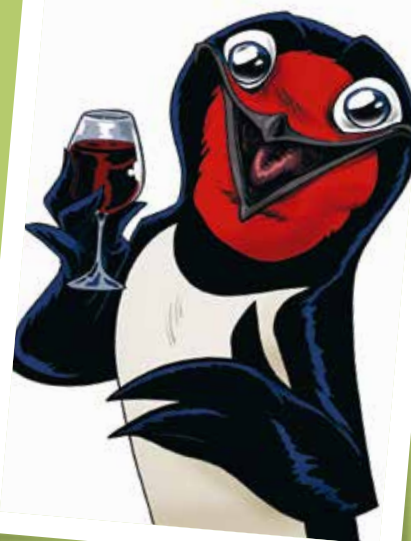
sozialdemokratische Grosszügigkeit – so bei «Festsstellung» oder «Völkerrecht», das er allerdings bald darauf wieder zu «Vökerrecht» verknappte.

Als Meister unter den Buchstabenverdrehern erfand Markus Notter ferner gedruckte Ungetüme wie «ertsmals», «Enteignungsgrecht», «völkererechtlich», «Mtgliedstaaten» und «Instrumenatrium». Zuverlässig vertat sich der Rechtsgelehrte selbst bei den engeren Fachbegriffen der Jurisprudenz, schrieb er doch über «Rech-tümer», «Vertragklauses», «Sonderechtsord-nung» und «Schiedgericht». Über Fallfehler wie «In der gleiche Zeit» oder «des Völkerrecht» sei erbarmungsvoll geschwiegen. Wir sind mit dieser vorläufigen Auswahl ohnehin erst in der Hälfte von Markus Notters Dissertation angelangt.

Eine inhaltliche Prüfung seiner Arbeit mitsamt den literarischen Vorbildern muss hier vorerst unterbleiben. Selbstverständlich pflegte der Nachwuchslinke eine höchst anfechtbare Auffassung von Eigentum, Dritter Welt, Entwicklungshilfe, Umweltschutz, sozialer Gerechtigkeit und Weltfrieden. Und selbstverständlich rief Notter nach mehr Kontrolle, nach «besonderer Regelung für ent-wicklungsfördernde Investitionen» und verlangte von seinem universitären Bürostuhl aus die «Weiterentwicklung der Weltwirt-schaft mit dem Ziel einer internationalen Wohlfahrt». Der wissenschaftliche Gehalt von Notters Doktorarbeit «Völkerrechtlicher Investitionsschutz» fiel jedenfalls für Daniel Beck in seinem gleichnamigen, dreimal um-fangreicheren Standardwerk von 2009 so leicht ins Gewicht, dass er sie in der Literatur-liste übergang und schon gar nicht zitierte.

Dennoch erhielt der pfuschende Dr. iur. Markus Notter dank den Professoren Daniel Thürer und Hansjörg Siegenthaler seinen Dokortitel, wurde nacheinander vollamtlicher SP-Stadt-präsident von Dietikon, Regierungsrat und schliesslich Präsident des universitären Europainstituts sowie Lehrbeauftragter für Verwaltungsrecht an der Universität Zürich. Doch damit nicht genug: Die gleich denkenden Dozenten des Staats- und Völkerrechts erinner-ten sich des früheren Assistenten und sorgten dafür, dass Markus Notter 2012 sogar Ehren-doktor der Universität Zürich wurde – eine reine Politpromotion, völlig unbefleckt von wissenschaftlichen Publikationen.

Was einem Winston Churchill seinerzeit von der Uni Zürich verwehrt blieb, schaffte Notter mit links – gemäss Laudatio «in Anerkennung seiner grossen Verdienste um die Modernisierung des zürcherischen Rechts». Immerhin erfolgte die Verleihung nicht in Anerkennung seiner grossen Verdienste um die Modernisierung der zürcherischen Rechtschreibung. Doktorvater Daniel Thürer nahm bis Redak-tionsschluss nicht Stellung dazu. ○



## FRÜHLINGS- DEGUSTATION

FREITAG UND SAMSTAG  
4. UND 5. MÄRZ 2016

Freitag, 4. März 2016, 16 bis 21 Uhr  
Samstag, 5. März 2016, 11 bis 17 Uhr

### DEGUSTATION

mit Villa Huesgen, Mosel, Rainer Wess, Wachau, Bodegas H. Calvente, Granada, Niepoort Vinhos, Douro, Quinta das Marias, Dão, Quinta do Monte d'Oiro, Lissabon, Herdade dos Grous, Alentejo, Monte dos Cabaços, Alentejo, Vinhos Barbeito, Madeira, Monteferro, Toskana, Viñas Don Martin, Mendoza, Silverado Vineyards, Napa

**RIEGER**

Weinkeller Riegger AG  
Langgass  
5244 Birrhard

056 201 41 41  
www.riegger.ch

# Jordans Bargeldverbot

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) ist weltweit Vorreiterin einer ambitionierten Negativzinspolitik. Wer versucht, diese mit dem Horten von Bargeld zu umgehen, wird in die Mangel genommen. *Von Florian Schwab*

Noch vor kurzem war die Abschaffung des Bargelds ein Hirngespinnst von Ökonomen. Derzeit häufen sich allerdings die politischen Bemühungen in diese Richtung. Die Europäische Union möchte flächendeckend die Bezahlung mit Noten und Münzen bei Bezügen von über 2000 Euro verbieten. Gleichzeitig hegt die Europäische Zentralbank (EZB) gemäss ihrem Präsidenten Mario Draghi Pläne zur Abschaffung der 500-Euro-Note. Laut einem Bericht des *Handelsblatts* von Montag soll der Beschluss sogar schon schriftlich vorliegen. In der Schweiz manifestieren sich solche Tendenzen nicht im gleichen Umfang. Immerhin: Letzes Jahr beschloss das Parlament eine Obergrenze von 100 000 Franken für anonyme Barzahlungen.

## Bunker-Lösung im Vorteil

Das Bargeld ist missliebig, weil es den Spielraum der Notenbanken einschränkt, die Zinsen weit unter null zu senken. Wer würde schon sein Geld auf der Bank lassen, wenn es dabei täglich weniger wird? Einen kleinen Verlust würde man vielleicht noch in Kauf nehmen, weil das Halten grossen Mengen von Bargeld ja auch nicht kostenlos ist. Man muss es transportieren, einlagern und versichern. Doch der Negativzins von 0,75 Prozent, den die SNB seit der Aufhebung der Kursuntergrenze zum Euro verlangt, strapaziert die Nerven von Besitzern ganz grosser Geldvermögen empfindlich. Und manch einer von ihnen hat das versucht, was eine einfache finanzielle Interessenabwägung nahelegt: das Geld aus dem Strafraum des Negativzinses (Bankkonto) in ein Hochsicherheitslager zu verbringen.

Zu den Ersten, die den Gedanken öffentlich äusserten, gehört Marco Bagutti. Er ist verantwortlich für die Anlagen bei der BVG-Auffangeinrichtung, einer Pensionskasse für all jene Firmen, die sich keiner anderen Vorsorgeeinrichtung anschliessen können oder wollen. Elf Milliarden Franken umfasst die Bilanz. Über ein Drittel davon muss Bagutti möglichst risikoarm kurzfristig anlegen, kann dieses Vermögen also nicht langfristig investieren und damit den Marktschwankungen aussetzen. Vor einem Jahr liess er prüfen, welche Kosten für Transport, Lagerung und Versicherung von einer Milliarde Franken in Banknoten anfallen würden. «Eine Milliarde in Tausendernoten, muss man wissen, ist 1,4 Kubikmeter gross und wiegt zirka 1,14 Tonnen», rechnet Bagutti vor. Ergebnis: Die Bunker-Lösung ist rund 0,4 Prozentpunkte billiger als der momentane Negativzins.

Anders gesagt: Pensionskassen und sehr vermögende Privatkunden haben Anreize, dem Negativzins auszuweichen. Sie können je nach ihrem Vermögen jedes Jahr Millionen einsparen. Und die Stiftungsräte von Pensionskassen sind dazu verpflichtet, das Vermögen optimal anzulegen, was in der Welt des Negativzinses oftmals heisst: möglichst verlustminimierend.

So wie Bagutti müssten derzeit eigentlich viele denken und kühl nachrechnen. Allerdings zeigt eine Umfrage der *Weltwoche* unter institutionellen Anlegern, dass kaum ein Vorsorgetwerk seine flüssigen Mittel einbunkert, um dem Negativzins auszuweichen. Auch die Auffangeinrichtung sah schliesslich davon ab, ihre Bargeldpläne in die Tat umzusetzen: «Zunächst hatte unsere Bank keine Auskunft zu

hohen Bargeldbezügen geben wollen», erzählt Bagutti. Dann sei plötzlich ein Brief von der Bank gekommen: Sie bitte um Aufhebung des Bankgeheimnisses gegenüber der SNB. Damit war das Vorhaben erledigt, denn es wäre unweigerlich zu einem Politikum geworden.

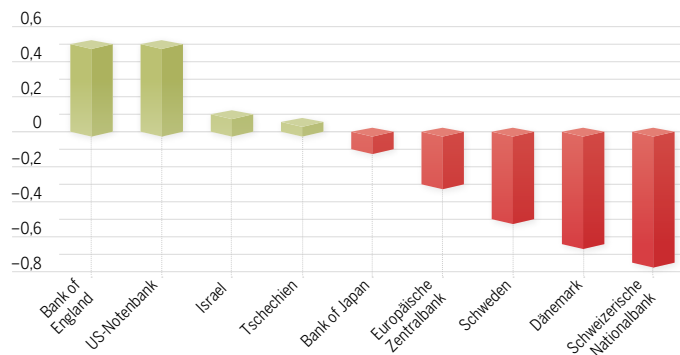
Der Vertreter einer anderen Pensionskasse schildert ähnliche Erfahrungen. Als die SNB von seiner Absicht, einen zweistelligen Millionenbetrag in bar zu beziehen, Wind bekommen habe, sei das Unternehmen für Werttransporte, das auch für die SNB arbeitet, abgesprungen. Bankfachleute sagen, dass die Aufmerksamkeitsschwelle der SNB für Bargeldbezüge bei circa zehn Millionen liegt. Was darüber ist, wird von Jordans Mitarbeitern kritisch beäugt.

Die Nationalbank macht keinen Hehl daraus, dass sie grössere Barbezüge, die der Umgehung des Negativzinses dienen, skeptisch sieht. Auf



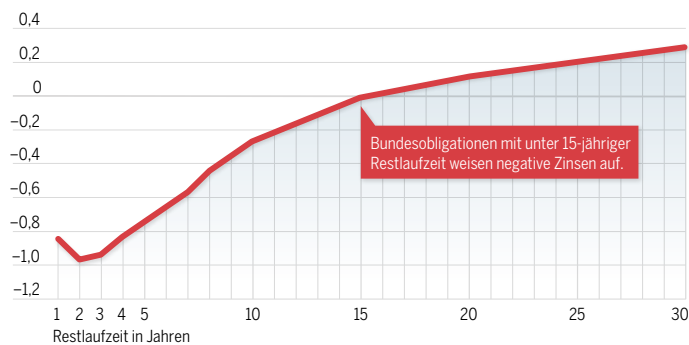
## Zinssätze ausgewählter Notenbanken

SNB als Pionier im Zinsraum unternull, in Prozent



## Erwartete Rendite von Schweizer Bundesobligationen

In Prozent



Pionierin der Bargeldbeschränkung: Schweizerische Nationalbank.

Eine Zinswende in der Schweiz scheint in weiter Ferne: Prognose.



nicht so sehr, dass Banken tatsächlich Negativzinsen zahlen müssen, sondern dass das Zinsniveau überall fällt, Anleger aus dem Schweizer Franken vertrieben werden und dieser dadurch tendenziell abwertet.

Als Spitzenreiterin bei den Negativzinsen (siehe Grafik links) ist die SNB zur Pionierin der Bargeldbeschränkung geworden. Der Zürcher Bankenprofessor Martin Janssen beurteilt ihre diesbezüglichen Massnahmen dahingehend, dass die SNB offensichtlich nicht wolle, dass die Banken Bargeld entgegennehmen, ohne dafür bestraft zu werden. «Das bedeutet nichts anderes, als dass die SNB die Bargeldhaltung im Publikum bestrafen oder – wohl noch lieber – gleich ganz verbieten will.»

Wie tief können die Zinsen noch sinken? Darüber hat die Investmentbank J. P. Morgan letzte Woche eine alarmierende Einschätzung veröffentlicht. Bei einem abgestuften Negativzins, wie es die SNB mit ihrer Freigrenze für Geschäftsbanken vorexerziert, seien in der Euro-Zone Negativzinsen bis zu minus 4,5 Prozent möglich, in den USA bis minus 1,3 Prozent, in Japan bis minus 3,6 Prozent. An den Finanzmärkten rechnet man damit, dass die EZB im März den nächsten Trippelschritt in den Zinskeller wagt (derzeit minus 0,3 Prozent). Dann stünde auch die SNB wieder unter Zugzwang. Angesichts ihres Ziels, den Franken gegenüber dem wankenden Euro nicht aufwerten

### Je länger der Negativzins besteht, desto mehr werden unsinnige Investitionen ermutigt.

zu lassen, muss die SNB einen Zinsabstand zur EZB halten. Schon heute (siehe Grafik rechts) sind die Renditen auf Bundesanleihen auf fünfzehn Jahre hinaus negativ. Eine Zinswende in der Schweiz scheint in weiter Ferne.

Doch spätestens wenn das Pensionskassensystem mit untragbaren Negativzinsen zu kollabieren droht, kommt es zu unauflösbaren Zielkonflikten. Je länger der Negativzins besteht und je tiefer er sinkt, desto mehr werden ökonomisch unsinnige Investitionen ermutigt, desto mehr werden die Preise verzerrt. Die merkwürdige Tatsache, dass die Rendite kurz laufender Bundesobligationen noch tiefer liegt als der SNB-Negativzins, mag zeigen, dass hier so mancher Pfad ins Nirgendwo führt. Die Kosten einer so herbeigeführten Fehlallokation werden allerdings erst mit der Zeit greifbar.

Der ehemalige SNB-Chefökonom und *Weltwoche*-Kolumnist Kurt Schiltknecht sieht schwarz: «Die Zeiten, in denen Kapitalverkehrskontrollen wieder eingeführt werden, liegen nicht mehr fern.» Vorderhand besteht immerhin die Möglichkeit, dass das Instrumentarium des SNB-Negativzinses mitsamt rigoroser Bargeldpolitik bei der EZB in Frankfurt doch nicht Schule macht. ○

Anfrage sagt ein Sprecher, man sei lediglich gesetzlich verpflichtet, Banknoten nach den «Bedürfnissen des Zahlungsverkehrs» herauszugeben, nicht aber dazu, «Bargeldhortung zu erleichtern». Bei «ausserordentlich hohen Bezügen» nehme die SNB «weitere Abklärungen mit dem Kontoinhaber vor». Sie sehe es «als ihre Pflicht, anfragende Banken über die finanziellen Aufwände bezüglich Transport, Lagerung, Versicherung und Administration und auf die Sicherheitsrisiken aufmerksam zu machen sowie über die logistischen Rahmenbedingungen beim Bezug (und bei der allenfalls später wieder geplanten Einlieferung) von Banknoten aufzuklären.» Immerhin: Die SNB sei gesetzlich verpflichtet, von den Banken jeden Franken Bargeld wieder zurückzunehmen und zu genau einem Franken einzubuchen.

Auch für Geschäftsbanken hat es die SNB vorsorglich unattraktiv gemacht, Reserven in bar zu halten anstatt auf ihrem SNB-Konto. Dies einen abgestuften Negativzins: Solange eine bestimmte Freigrenze nicht erreicht ist, muss eine Geschäftsbank der Nationalbank keinen Negativzins zahlen. Allerdings setzt die SNB diese Freigrenze herab, wenn eine Bank ihre eigenen Bargeldbestände erhöht.

### Negativzinsen bis zu minus 4,5 Prozent

Bei den Banken stösst man bei diesem Thema auf eine Mauer des Schweigens: Wenn man selbst dem Negativzins nicht durch Bargeldhortung ausweichen kann, dann scheint der Antrieb gering zu sein, den Kunden entsprechende Möglichkeiten zu eröffnen. Die Interessen der SNB und der Geschäftsbanken wirken hier in dieselbe Richtung. Das Ziel der SNB ist

## Finanzen

### Wie im «Tatort»

#### Ökonomieprofessor Friedrich Schneider über den Angriff auf das Bargeld.

**Herr Schneider, welche Rolle spielt der Bargeldverkehr bei der organisierten Kriminalität?**

Im Drogenhandel läuft noch viel über Barzahlung. In anderen Bereichen – dem Handel mit Menschen, Elfenbein, seltenen Fische, Kunst – erfolgt weniger als die Hälfte aller Transaktionen in bar. Bargeld verliert zunehmend an Bedeutung.

**Was sind die Alternativen?**

Die finanzielle Abwicklung erfolgt oft über Scheinfirmen.

**Wie muss man sich das vorstellen?**

Es kostet 8000 bis 10000 Euro, um korrekte Papiere für den Transport einer Schiffsladung Stahl von Odessa nach Istanbul zu bekommen. Damit lassen sich Rechnungsforderungen von vielleicht zwei Millionen Euro stellen, die auf Konten von Scheinfirmen überwiesen werden. Das kann man sogar mehrmals machen, wenn man verschiedene Bankwege wählt. Bei Millionen von Transaktionen fällt das nicht auf.

**Woher kommt denn der schlechte Ruf des Bargelds?**

In «Tatort»-Krimis sieht man immer Koffer mit grossen Scheinen. Also meint jeder, dass Geschäfte der organisierten Kriminalität über grosse Barsummen abgewickelt werden. Das Gegenteil ist der Fall.

**Also ist das geplante Bargeldverbot eine Ausweichhandlung?**

Ja, zur Beruhigung des Volkes. Die Abschaffung des Bargelds hat keinen Einfluss auf die Kriminalität oder auf die Schwarzarbeit. Vielleicht steigen die Transaktionskosten unwesentlich. Bei der Schwarzarbeit kostet die Stunde für den Handwerker dann nicht mehr 25, sondern 30 Euro. Und bei Verbrechen werden zum Bezahlen halt Umwege über Wertgegenstände gemacht.

**Gibt es in zehn Jahren noch Bargeld?**

Bevor man ein jahrhundertealtes Kulturgut achtlos aufgibt, plädiere ich für eine Kosten-Nutzen-Analyse. Was passiert mit dem elektronischen Geld bei einem totalen Stromausfall oder bei Cyberattacken? Bargeld funktioniert auch dann noch, wenn alles Übrige zusammenbricht.

Friedrich Schneider ist Ökonomieprofessor an der Universität Linz.

Interview: Beat Gygi, Florian Schwab

# Leben in 140 Zeichen

Twitter ist in der Krise. Dem sozialen Medium der Leser droht das Aus. Das wäre schade.

Nicht nur im Leben eines Bundeshausredaktors würde etwas fehlen. Ein Porträt des Autors als alter Twitterer, natürlich in 140 Tweets. *Von Markus Schär und Noam Weiner (Illustration)*

Ich bin, wie die Frauen in meinem Leben gerne bestätigen, nicht der kommunikativste Mensch.

Ich scheue das Telefon. Ich hasse Smalltalk. Ich rede bei Essen meist am wenigsten. Ich lese gerne in Ruhe, besonders beim Pendeln im Zug.

Ich schätze, dass die Frauen in meinem Leben immer etwas zu reden wussten und wissen. (Man muss aber auch nicht immer reden.)

Doch ich bin – beigetreten Januar 2011 – ein eifriger Twitterer.

Die Statistik (Stand: 15.2.2016, 06.00): Tweets: 6465, Folge ich: 359, Follower: 1615, Gefällt mir: 3324.

Wie kommt das?

(Diese und spätere Tweets könnte ich auf Twitter aneinanderhängen, damit der Zusammenhang gewahrt bleibt.)

Warum ich mit Twittern anfang, weiss ich nicht mehr genau.

Auf Facebook brachte mich meine verstorbene Frau. Ich suchte (Ex-)Kollegen und nahm Anfragen von Bekannten an, machte aber selber wenig.

Inzwischen trenne ich die Kanäle ziemlich konsequent. Auf Facebook stelle ich Persönliches, auf Twitter äussere ich mich zu Öffentlichem.

Twitter lernte ich vor fünf Jahren kennen, weil ich frei für den Think-Tank [@Avenir\\_Suisse](#) arbeitete.

Als neuer Direktor ab 2010 liess Gerhard Schwarz (er liest ohne eigenen Account mit) eine Internet-Strategie erarbeiten.

Dafür sorgte der erfahrene PR-Mann [@ManfredMessmer](#), Pionier im Netz mit seinem stark beachteten Blog [Arlesheimreloaded.ch](#).

Die Denkfabrik mit 8529 Followern stellt jetzt täglich einen aktuellen Artikel auf die Website und bewirbt ihn auf Twitter und auf Facebook.

(Dieser Tweet hatte zuerst 141 Zeichen. Ich nahm deshalb den Apostroph bei der Zahl raus.)

(Ich hätte auch «auf Twitter & Facebook» schreiben können, aber ich versuche bei aller erzwungenen Kürze auf gute Sprache zu achten.)

Von den Social Media überzeugte mich vor allem [@tylercowen](#) (Tweets: 17,6 Tsd., Follower: 60,3 Tsd.), ein brillanter Ökonom aus Virginia.

Er führt schon seit 2003 den Blog [Marginalrevolution.com](#) («Small Steps Toward a Much Better World»), zusammen mit dem Kollegen [@ATabarrok](#).

Da schreibt er über die Debatten unter den amerikanischen Top-Ökonomen, ob zu Geldpolitik, Konjunkturtheorie oder Verhaltensökonomie.

Aber auch über Musik, Kino, Literatur, Ethnoküche, Kuriositäten. Wenn er reist, fragt er vorher, was er anschauen und wo er einkehren soll.

Er gab 2009 das Buch «Create Your Own Economy» über das Leben im Netz heraus. Ich führte für die *Sonntagszeitung* mit ihm dazu ein Interview.

Dabei fragte ich ihn auch nach dem 2006 gegründeten Twitter. Er sagte: «Twitter halte ich für unterschätzt, es ist extrem wirkungsvoll.»

Zum Einwand, es sei doch oberflächlich, meinte er: «Nein, gar nicht. Sie können ja auf einen Link verweisen, wo sich alles vertiefen lässt.»

Und: «In einem einzelnen Tweet mag nicht viel stehen. Entscheidend ist, wie wir ihn brauchen, also für uns in eine Ordnung bringen.»

(Auf Twitter könnte ich für Interessierte das ganze Interview anhängen und mit dem spannendsten Zitat anreissen.)

(Allerdings nimmt ein Link oder ein Foto rund zwanzig Zeichen weg; ich müsste also mit noch weniger auskommen.)

Ich sass 2011, seit einem Jahr verwitwet, meist zuhause in der Thurgauer Provinz, mit Hund und Haushalt ausgelastet.

Ich gab meine vermeintlich letzte feste Stelle auf, machte mehr für [@Avenir\\_Suisse](#) und stellte mich auf den Vorruchstand ein.

Twitter bot mir – wie es mich [@tylercowen](#) gelehrt hatte – den Kontakt zur grossen, weiten Welt, rund um die Uhr.

Ich suchte auch hier die interessanten Informationsquellen; vor allem jene, die es nur im Netz gibt.

Das konnten Personen sein wie [@felixsalmon](#) (Tweets: 49,7 Tsd., Follower: 164 Tsd.) – den ich an einer Tagung als Paradiesvogel kennenlernte.

Der schottische Journalist bloggte schon ab 1999 privat, später als Erster in New York für die Agentur Reuters, als seine eigene Marke.

Er arbeitet jetzt für die Multiplattform-Medienfirma Fusion von Disney und ABC und bloggt weiter: «What I'm up to around the net».

Oder der frühere Star-Finanzanalyst [@hblodget](#) (Tweets: 42,4 Tsd., Follower: 138 Tsd.), der wegen Betrug nicht mehr an der Börse arbeiten darf.

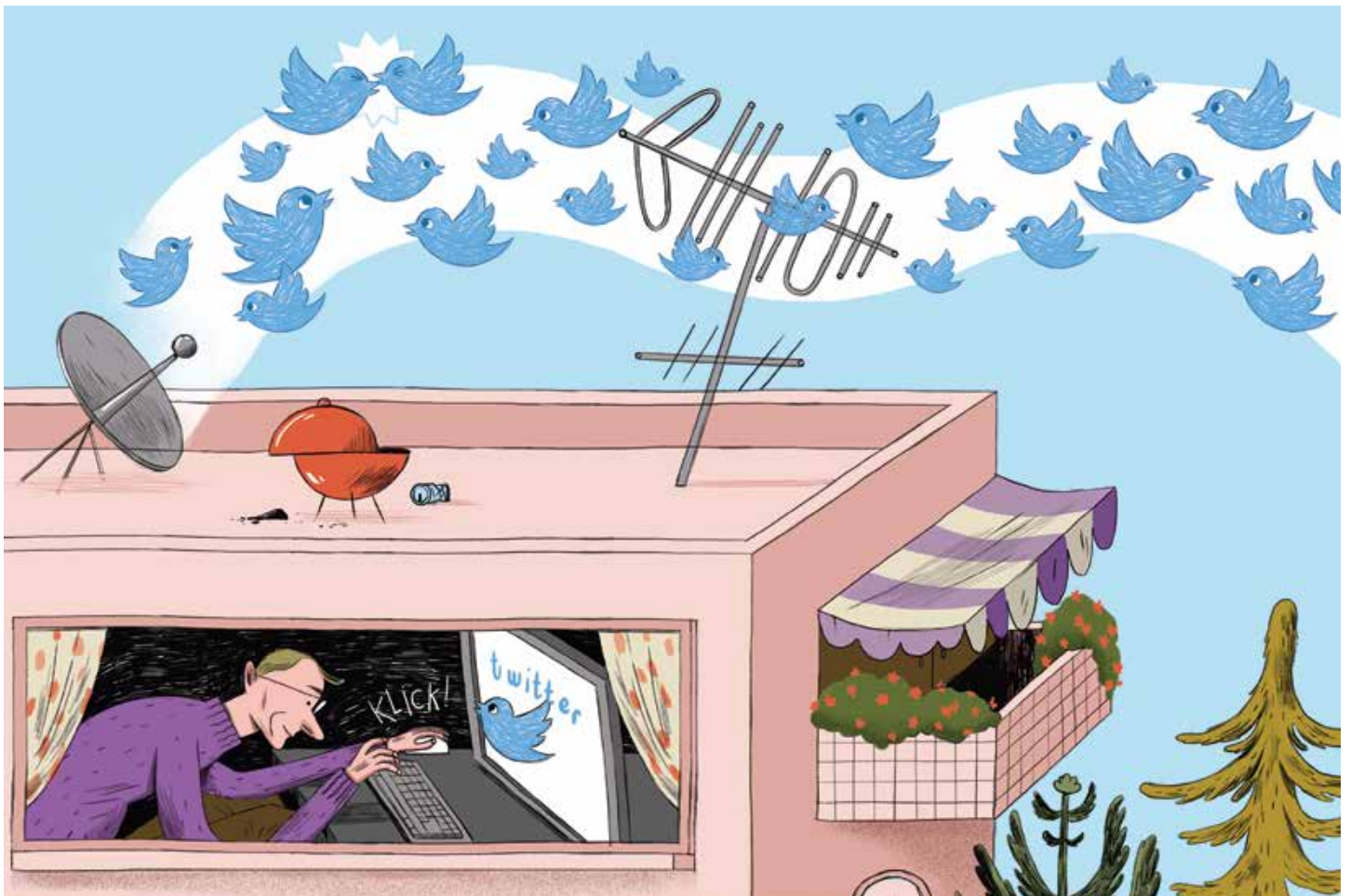
Er gründete [@businessinsider](#) (Tweets: 263 Tsd., Follower: 1,46 Mio.), eigentlich ein Beratungsunternehmen.

Es bietet aber auch für das Publikum exzellente Gratisartikel über Business wie über Technologie, Kultur, Sport.

Am besten finde ich das 2007 in Washington ebenfalls als Multimedia-Firma gegründete [@politico](#) (Tweets: 146 Tsd., Follower: 1,36 Mio.).

Seit einem Jahr gibt es nun [@POLITICOEurope](#) (Tweets: 6594, Follower: 55,5 Tsd.) in Brüssel – die beste Quelle zu dem, was in der EU läuft.

Politico kommt auch als Zeitung heraus; beeindruckt bin ich aber vom Online-Journalismus auf höchstem Niveau – da kann die [@NZZ](#) noch lernen.



Ein Klick reicht.

Ein spannender Versuch ist schliesslich [@voxdotcom](#) (Tweets: 33,6 Tsd., Follower: 340 Tsd.), 2014 gegründet.

Unter dem Motto «Understand the News» will das Webmedium die Welt ebenso gut erklären wie beschreiben.

Vox bietet also die Infos und die Analysen in ganz verschiedenen Verpackungen dar, für jedes Niveau an Vorwissen. Das gelingt oft gut.

Ich entfolgte [@voxdotcom](#) aber schliesslich wieder, weil es zahllose Tweets zu denselben Artikeln in meine Timeline spülte.

(Die individuelle Timeline bilden die Tweets von Personen oder Organisationen, denen ein Twitterer folgt – in chronologischer Ordnung.)

Auch der Schweizer Newssite [@watson\\_news](#) (Tweets: 24,6 Tsd., Follower: 52,3 Tsd.) entfolgte ich nach kurzer Versuchsphase.

Wenn Watson unter allem Trash, der Klicks erzeugen soll, mal einen guten Artikel bringt – das kommt vor –, empfiehlt ihn mir sicher jemand.

(Folgen ist einfach: Ein Klick reicht. Entfolgen, wenn einen ein Account ärgert, belästigt, langweilt, ebenso: Ein Klick reicht.)

Spannend ist aber nicht, was auf Twitter verbreitet wird (es lässt sich auch sonst auf dem Netz finden), sondern, was auf Twitter entsteht.

Das kann sogar Kunst sein.

So protokollierte die Starkünstlerin [@Jenny-HolzerMom](#) mehr als zwei Jahre lang selbstironisch ihre Predigten als Mutter einer Pubertierenden:

TREATING AUTHORITY FIGURES WITH RESPECT IS A GOOD WAY TO LULL THEM INTO THE FALSE SENSE THAT YOU RESPECT THEM.

Oder: IT IS POINTLESS TO DEMAND CHANGE IF YOU'RE JUST GOING TO THEN LEAVE THE CHANGE IN THE POCKETS OF YOUR DIRTY LAUNDRY.

Die Starautorin Jennifer Egan schrieb gar ihre Kurzgeschichte «Black Box» in Form von Tweets, 2012 in zehn Nächten veröffentlicht.

Es ist nicht das überzeugendste Werk der risikofreudigen Autorin, aber es war ein anregendes Experiment.

Die Thurgauer Künstlerin Rahel Müller, die ich schon im realen Leben hoch schätzte, zeigt sich auch als Meisterin des Tweets.

In den Nachtstunden haucht sie mit [@einsilbig](#) (Tweets: 29,5 Tsd., Follower: 3028) Twitter einen poetischen Atem ein.

Sei es mit versponnenen Sprachspielen: niemandslandnahme.

Oder mit oft berührender Nabelschau: bin nicht viel mehr als etwas lücke zwischen viel liebe.

Auch die St.Galler Lektorin Claudia Vamvas findet mit ihren «Beobachtungen aus einem unspektakulären Leben» einen eigenen Ton.

Auf [@akkordeonistin](#) (Tweets: 1830, Follower: 9831) fasst sie oft Aperçus beim Pendeln in Sätze mit 140 Zeichen, und jeder sitzt.

So: Ein Mann im Speisewagen sagte, der Platz sei noch frei, blickt mich nun aber an, als wäre

ich durchs Fenster in sein Wohnzimmer gestiegen.

Oder: Ich mag es nicht, wenn im Zug jemand am Telefon streitet und ich nicht weiss, für wen ich sein soll, weil mir wesentliche Fakten fehlen.

Die Kürzestgeschichten ernten meist über hundert «Gefällt mir». Ich weiss nicht, wie [@akkordeonistin](#) das macht, aber ich finde es verdient.

(Um «Gefällt mir» auszudrücken, kann man ein Symbol anklicken. Bis Ende letztes Jahr war es ein Sternchen, jetzt ist es ein Herzchen.)

(Der Wechsel führte zu einem Aufstand der Twitterer. Viele wollten mit den Sternchen keine Liebe ausdrücken, sondern nur Tweets bezeichnen.)

(Jetzt hat sich der Aufruhr gelegt: Ich vergebe die Herzchen wie die Sternchen an Tweets, die mir gefallen – Liebe ist da keine.)

Daneben bietet Twitter faszinierende Möglichkeiten für die Geschichtsvermittlung.

Fünf Historiker um den Heidelberger Markus Hoffmann sorgten 2013 zum 75. Jahrestag der Reichskristallnacht für eine packende Nacherzählung.

Auf [@9Nov38](#) (nicht mehr verfügbar) berichteten sie mit Zeitungsartikeln, Tagebüchern, Polizeirapporten in Echtzeit, was geschehen war.

Jagden auf Juden, Brände von Synagogen, Plünderungen in Geschäften, auch Totschlag – die Tweets brachten die Leser an die Schmerzgrenze.

Letztes Jahr ging das Projekt weiter: Zum Andenken an das Kriegsende erzählten die Historiker die Ereignisse von «heute vor 70 Jahren».

Auf [@digitalpast](#) (Tweets: 2834, Follower: 11,5 Tsd.) erinnerten sie an Flüchtlingszüge, Bombenangriffe, Todesmärsche aus KZ.

Verhungerte Häftlinge, erschossene Widerstandskämpfer, aufgehängte Wehrkraftzersetzer: Durch meine Timeline wehte monatelang der Tod.

Vor allem aber fand ich, allein am PC, auf Twitter eine Familie – und zwar eine selbstgewählte. (Ich habe kein Problem mit meiner Familie.)



*Explosion in der Timeline: Tod von David Bowie.*

(Die Klammerbemerkung drängte sich auf, weil der Twitterer bei jedem Tweet bedenken muss, was sich maliziös bis perfid hineinlesen liesse.)

Da gibt es den schrulligen Onkel – Pardon, aus meiner Sicht: leicht älteren Bruder – [@frechgeist](#) (Tweets: 74,7 Tsd., Follower: 6429).

Unter diesem Profilnamen twittert, schon seit Juni 2009, der ehemalige NZZ-Bundesgerichtskorrespondent Markus Felber.

Er schreibt vorwiegend über seinen Alltag unter dem Motto: «Wer mir folgt, sollte mich nicht allzu ernst nehmen. Ich tue es auch nicht.»

Seine Tweets melden also seine Befindlichkeit beim Blumengiessen («betreutes Saufen»), in der Badewanne oder beim Stuhlgang – wo er twittert.

Ich muss nicht von jedem Twitterer, dem ich folge, die Befindlichkeit beim Stuhlgang erfahren, [@frechgeist](#) aber amüsiert mich oft.

Mit Vorliebe schreibt er über seine Aussetzer und anderen Missgeschicke: «ich Tubel».

Ich fragte ihn deshalb, ob er an einer Twitter-Version von Max Frischs Alterswerk «Der Mensch erscheint im Holozän» arbeite.

Da gibt es rebellierende Söhne wie [@zac1967](#) (Tweets: 37,8 Tsd., Follower: 4050).

Als einer der ersten Politiker nutzte der damalige Zürcher SVP-Kantonsrat Claudio Zanetti seit März 2010 die Möglichkeiten von Twitter.

Er zündelte mit seiner Scharfzüngigkeit, schlug zahllose Schlachten – als er sich zeitweilig zurückzog, fehlte er den härtesten Gegnern.

Ich lernte ihn auf Twitter kennen und schätzen, deshalb wandte ich mich auch mit persönlichen Anliegen an ihn.

Im Oktober schaffte er endlich die Wahl in den Nationalrat – ich freute mich für ihn, auch auf Twitter. (Das tadelte ein junger Kollege.)

(Jeder Tweet lässt sich retweeten, also weiterverbreiten, oder kommentieren. Zu sehen bekommt ihn, wer beiden Twitterern folgt.)

In der Wintersession trafen wir uns in der Wandelhalle des Bundeshauses zum ersten Mal persönlich.

Da gibt es pubertierende Töchter wie [@naehdrescherin](#) (Tweets: 122 Tsd., Follower: 4651), die sich auf Twitter jetzt Zorelei Debrunner nennt.

In einem Behindertenheim in Weinfelden arbeitend, tobt sie sich seit Juni 2009 auf Twitter aus, motzt, rülpst, flucht («#hueresiech»).

Sie tauscht sich mit ihrem Lebenspartner Sascha Erni, [@nggalai](#) (Tweets: 73,5 Tsd., Follower: 2256), öffentlich über Wetter oder #Tatort aus.

(Das Zeichen # heisst Hashtag. Damit lassen sich Tweets zu Themen, Personen, Skandalen leichter finden – es ist aber nicht nötig.)

Sie schreibt jedoch auf ihrem hochgelobten Blog «Demenz für Anfänger» auch berührend über ihre kranke Grossmutter.

Ein Journalist, dessen Namen zu nennen sich nicht lohnt, verfolgte sie auf Twitter und Facebook als Cyberstalker.

Zora Debrunner (der Vorname ist ein Pseudonym) zog sich deshalb zurück und zeigte ihren Belästiger an – die Twitter-Familie bedauerte es.

Erst unmittelbar vor der Gerichtsverhandlung liess sich letztes Jahr der Streit beim Friedensrichter beilegen. Zora Debrunner ist zurück.

Und da gibt es auch die Gouvernanten, so den Berner Berater [@MarkBalsiger](#) (Tweets: 7282, Follower: 7584).

Er rät den Politikern zum Nutzen von Social Media, spielt aber oft nur den Linienrichter und lässt sich kaum auf Schaukämpfe ein.

Auch mich musste er schon tadeln. Aber er mochte (deshalb?) noch kaum je antworten, wenn ich ihn wegen eines Tweets anzündete.

Wie lebe ich in dieser Familie? Ich verbreite auf Twitter, was mir bei der Lektüre oder in der Welt auffällt und verbreitenswert erscheint:

Gescheite Artikel, witzige Sätze, spannende Statistiken, aber auch verunglückte Formulierungen oder verwirrte Statements.

Und ab und zu eine eigene Idee. Als #David-Bowie starb und sich meine Timeline mit Todesmeldungen füllte, fiel mir ein:

Ist Twitter eigentlich auf die Explosion vorbereitet, wenn #BobDylan stirbt?

Gerne lasse ich mich aber auch auf Pingpong ein, zum Beispiel mit [@phwampfler](#) (Tweets: 45,8 Tsd., Follower: 6579).

Der Mittelschullehrer aus Zürich, Dozent für Fachdidaktik Deutsch an der Uni, weiss viel über Social Media und «denkt gerne nach».

Er strengt einen mit seiner Sophisterei an. Ich gab das Debattieren mit ihm deshalb wieder auf, als er nie einen Punkt setzen konnte.

Seit er seine eigenen Regeln für Social Media herausgab und darin versprach, mal auf das letzte Wort zu verzichten, folge ich ihm wieder.

(Debatten brauchen Zeit und oft mehr Platz, als in Tweets zur Verfügung steht. Dafür eignen sich nicht öffentliche Direktnachrichten.)

Auch mit einigen wenigen Politikern lohnen sich Debatten, so mit SP-Nationalrat [@cedricwermuth](#) (Tweets: 5533, Follower: 32,3 Tsd.).

Er diskutiert gerne auf philosophischem Niveau: über Kapitalismus und Sozialismus, Freiheit und Gerechtigkeit. Selbst das geht auf Twitter.

Mit SP-Nationalrätin [@JayBadran](#) (Tweets: 5265, Follower: 12 Tsd.) – ihre Belehrungen gehen oft am Tresen des Bundeshaus-Cafés weiter.

Oder mit CVP-Nationalrat [@MullerAltermatt](#) (Tweets: 3074, Follower: 1937), der bei Energie oder Umwelt meist verfährt, was ich ablehne.

Er kam in der Wandelhalle mal strahlend auf mich zu und sagte: «Ach, Herr Schär, es ist immer eine Freude, mit Ihnen zu twittern.»

Er bot mir das Du an (obwohl er jünger ist). Ich nahm es an, gegen die Grundsätze, die ich von meinem Vorbild Engeler geerbt habe.

In anderen Fällen entwickelte sich das Pingpong auf Twitter weniger sportlich, so mit [@UlrichEGut](#) (Tweets: 1908, Follower: 1100).

Der Ex-Verleger und alt-Regierungsrätinnen-Gatte kämpft für die Menschenrechte / gegen die «Blocherianer», also auch alle *Weltwoche*-Leute.

Ich versuchte ihm zeitweise fast täglich in Tweet-Wechseln zu vermitteln, dass nicht alle unsere Motive unlauter sind, ohne Erfolg.

Dann schrieb ich mal (nicht direkt auf ihn zielend): «Wer sich zu einem Artikel äussert, den er nicht gelesen hat, ist ein Tubel.»

Er löschte mich aus seinem Freundeskreis auf Facebook. Ich folgte ihm nicht mehr auf Twitter, weil er keinen Widerspruch ertrug.

Jetzt lese ich nichts mehr von Ulrich E. Gut. Mir fehlt nichts – aber es wäre schade, wenn sich auf Twitter nur Gleichgesinnte bestätigen.



# Ich Tubel



*Was also bringt mir das Twittern?*

Allerdings brach ich auch selber in einigen wenigen Fällen den Austausch ab, sei es durch Entfolgen oder durch Blockieren.

(Mit dem Blockieren – auch da genügt ein Klick – kann ein Twitterer dafür sorgen, dass ein anderer Twitterer seine Tweets nicht lesen kann.)

Irgendwann beschloss ich, mich nicht mehr über Anonymlinge zu ärgern, die mit blöden Bemerkungen Debatten stören.

Ich blockte ein halbes Dutzend, das mein strenges Kriterium erfüllte: feig und dumm,

kumuliert. (Feig oder dumm allein macht nichts.)

So – lustvoll – jenen Infantilen, der sich [@ugugu](#) nennt und sich ausgerechnet mit einem Foto des mutigen Mannes Edward Snowden zierte.

Von meiner Regel machte ich nur wenige Ausnahmen, so bei einem eigentlich gescheiten Mann aus der Branche, der mich nicht verstehen wollte.

Man kann mir sagen: «Mit Verlaub, Sie haben nicht mehr alle Tassen im Schrank.» Aber man sollte meine Argumente nicht als «Trötzeln» abtun.

Seither führe ich auf Twitter zwar immer noch scharfe Debatten – aber keine giftigen mehr.

Was also bringt mir das Twittern?

Früher las ich morgens bei der ersten Sitzung des Tages und danach nochmals im Bett die Zeitung. Jetzt schaue ich meine Timeline durch.

Auch bei der Arbeit – wieder mit einer festen Stelle – und am Abend zu Hause bleibe ich dran; so sehe ich fast jeden Tweet irgendwann.

Ich bekomme jedes Ereignis innert Minuten mit. Ich erfahre von fast jedem Artikel, der wichtig sein könnte, vom Weltblatt oder vom Blogger.

Und vor allem begleitet mich meine Twitter-Familie durch den ganzen Tag:

Ich kann auch als unterdurchschnittlich kommunikativer Mensch Kontakte pflegen – und zwar wann, wo und mit wem ich mag.

Ich erhalte Reaktionen von meinen Followern (oder auch von Nicht-Followern): ob Liken, Retweeten oder Kritik.

Ich werde gelesen, also bin ich.

(Bei jedem Tweet lassen sich die Leseraktivitäten anzeigen: Wie viele haben ihn gesehen, auf einen Link geklickt, das Profil angeschaut?)

So erlebe ich täglich, was mir [@tylercowaen](#) sagte: «Wir schaffen Wert, wenn wir im Kopf viele kleine Fragmente zu Geschichten zusammenfügen.»

Ich feierte kürzlich meinen 60. Geburtstag. Ich lud auch [@naehdrescherin](#), [@nggalai](#) und [@einsilbig](#) zum Fest ein. ○

# Die nächste Welle

Bei Aleppo haben die syrischen Rebellen eine entscheidende Niederlage eingesteckt. Immer mehr Menschen werden deshalb vertrieben. Europa sollte sich auf einen neuen Flüchtlingsstrom gefasst machen. *Von Kurt Pelda*

Alle starren wie gebannt auf Russlands Präsidenten Putin. Viele feiern ihn als den neuen starken Mann, der den syrischen Knoten durchtrennt hat. Tatsächlich ist der Diktator und Kriegsverbrecher Baschar al-Assad dank Hilfe aus Moskau und Teheran dabei, den Krieg gegen die Rebellen und al-Qaida zu gewinnen. Etwas anders sieht es mit den Terroristen des sogenannten Islamischen Staats (IS) aus. Diesen haben die russischen Bomben wenn auch nicht ganz, so doch weitgehend verschont – bisher. Der IS steht in erster Linie unter dem Druck der vorrückenden Kurdenmilizen, die von Kampfjets, Luftaufklärung und Militärberatern aus den USA profitieren. Die Amerikaner haben dazu auch erstmals einen kleinen Flugplatz im kurdisch beherrschten Nordosten des Landes zu einem Stützpunkt ausbauen lassen, um Waffen und Munition einzufliegen und Luftangriffe auf den IS von syrischem Boden aus zu starten.

Die meisten dieser Entwicklungen entgehen den westlichen Medien. Ihnen fehlt es an Journalisten, die regelmässig ins Kriegsgebiet reisen und sich dort ein Kontaktnetz aufgebaut haben. Darum fällt man auf die russische Propaganda herein, die Putins Feldzug als einen effizienten Kampf gegen den islamistischen Terrorismus darstellt. Selbst die vom russischen Verteidigungsministerium veröffentlichten Videos, die strategische Bomber vom Typ Tu-22M3 beim Flächenbombardement aus grosser Höhe mit un gelenkten Waffen zeigen, lösen im Westen kaum Kritik aus. Dagegen führt jede (gelenkte) Bombe, die Israel auf Ziele im Gazastreifen abwirft, jeweils zu einem weltweiten Aufschrei der Empörung. Flächenbombardements wie im Zweiten Weltkrieg, aber keinen interessiert's. Dafür wundert man sich umso mehr, wenn die ausgebombten Überlebenden dann einige Monate später von der Türkei nach Griechenland übersetzen.

## «Säuberungen» in grossem Stil

Putin führt in Syrien einen Vernichtungskrieg – gegen Kämpfer und Zivilisten gleichermaßen. Die Hilfsorganisation Médecins sans Frontières, die schon in Afghanistan einen gezielten Angriff der Amerikaner auf das Krankenhaus von Kundus publik gemacht hat, spricht von ebensolchen Attacken russischer Jets auf Spitäler in Syrien. Selbst auf Flüchtlingslager werden Bomben abgeworfen. Das Ziel ist klar: Putin hilft Assad, das Land von all jenen zu «säubern», die eine Herrschaft des

Assad-Clans ablehnen. Willkommene Begleiterscheinung ist dabei, wenn eine massive Flüchtlingswelle Europa weiter in Atem hält und destabilisiert. Allein seit Anfang Februar sind laut Angaben der Uno mehr als 50 000 Menschen aus Aleppo und Umgebung geflüchtet. Weil die Türkei keine Flüchtlinge mehr hereinlässt, stauen sich allein in der Nähe des Grenzübergangs bei Asas inzwischen schätzungsweise 60 000 Vertriebene. Und in der benachbarten Provinz Idlib sieht es nicht besser aus.

In der Rebellenhochburg Aleppo leben gegenwärtig – je nach Schätzung – zwischen 200 000 und 350 000 Zivilisten. Ziel von Assad und Putin ist es, die Rebellenviertel der Metropole von der Aussenwelt abzuriegeln und auszuhungern. Laut Hadschi Hassan, dem Chef des Stadtrats der Aufständischen in Aleppo, reichen die Nahrungsmittel noch für sechs und der Treibstoff für drei Monate. Danach werde es zu einer Hungersnot kommen. Bereits habe man damit angefangen, in den abgeholzten Parkanlagen der Stadt Gemüse anzupflanzen. Ausserdem würden die Menschen Kaninchen, Hühner und Schafe halten. Der Journalist Abd al-Munim Dschunud, der

bis zum bitteren Ende ausharren will, schätzt, dass es noch zwei Wochen dauern wird, bis die Regierungstruppen den Belagerungsring schliessen. Nimmt man frühere syrische Erfahrungen zum Massstab, könnte eine Belagerung Aleppos allerdings Jahre dauern – eine humanitäre Katastrophe.

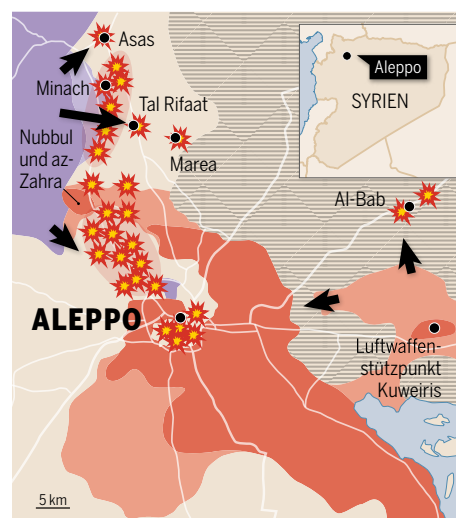
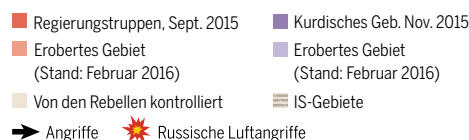
Statt zu weniger Flüchtlingen führen die russischen Luftangriffe zu einem weiteren Anschwellen der Völkerwanderung in Richtung Europa. Das Mittelmeer ist derzeit zwar kalt und stürmisch, trotzdem haben allein im Januar rund 65 000 Menschen die Überfahrt von der Türkei nach Griechenland gewagt. Das entspricht ungefähr einer Verzehnfachung gegenüber den Januar-Zahlen des Vorjahrs. Wenn das so weitergeht, werden dieses Jahr ein bis zwei Millionen Migranten versuchen, die EU zu erreichen.

## Kurden spielen das Zünglein an der Waage

Russlands Premierminister Dmitri Medwedew sprach an der Münchner Sicherheitskonferenz einmal vom Kalten Krieg und dann wieder vom dritten Weltkrieg. Mit schriller Rhetorik will er das schwächelnde Europa einschüchtern und die Türkei und Saudi-Arabien davon abhalten, im Norden von Aleppo eine Schutzzone für die syrischen Vertriebenen einzurichten. Die türkische Artillerie hat in den letzten Wochen den IS in den grenznahen Gebieten unter Feuer genommen und am Wochenende die von Kurden dominierten Syrian Democratic Forces.

Nachdem sich die Kurden im Bürgerkrieg jahrelang neutral verhalten haben, mehrten sich jetzt die Hinweise, dass sie mit Assad und Putin gemeinsame Sache machen. Die syrischen Kurdenmilizen, ein Ableger der türkisch-kurdischen Guerillaorganisation PKK, wollen die Gunst der Stunde nutzen, um an der türkischen Grenze ein zusammenhängendes kurdisches Siedlungsgebiet auf syrischem Boden zu errichten. Dabei stören nicht nur die rund neunzig Kilometer der Grenze, die noch vom IS kontrolliert werden, sondern auch die Rebellen im Korridor nördlich von Aleppo, der zwischen dem IS, den Kurden und den Assad-Truppen eingeklemmt ist. Mit russischer Luftunterstützung sind die Kurden aus den Bergen ihrer Enklave Afrin in die bisher von den Rebellen kontrollierte Ebene vorgestossen. Ankara hat immer davor gewarnt, dass es solche Aktionen nicht tatenlos hinnehmen werde. Ob Präsident Erdogan und seine saudi-arabischen Alliierten allerdings den Mut

## Die Schlacht um Aleppo



QUELLEN: INSTITUTE FOR THE STUDY OF WAR (ISW), WELTWOCH

Flächenbombardements wie im Zweiten Weltkrieg.





*Drohende humanitäre Katastrophe: Vater und Sohn nach einem russischen Angriff auf Aleppo am 13. Januar.*

haben werden, tatsächlich in Nordsyrien einzumarschieren, bleibt zu bezweifeln.

Geschickt spielen die Kurden heute das Zünglein an der Waage: Sie nehmen Waffenhilfe von den USA genauso an wie von Russland. Putin will sich für den Abschuss eines russischen Schwenkflügelbombers durch die türkische Luftwaffe rächen und findet dabei in der PKK einen willfährigen Helfer.

Die syrisch-kurdische YPG-Miliz, ein Ableger der PKK, hat in Moskau soeben eine Auslandsvertretung eröffnet. Im Frühling, wenn der Schnee in den türkischen Bergen schmilzt, werden die PKK-Kämpfer dann aus ihren Verstecken hervorkommen und eine Offensive starten – mit stillschweigender Unterstützung Moskaus. Niemand sollte deshalb erstaunt sein, wenn bald schon kurdische Flüchtlinge aus der Türkei nach Europa strömen. Die brutalen Mini-Belagerungen kurdisch dominierter Stadtviertel in der Südosttürkei durch die Sicherheitskräfte stellen da bereits einen Vorgeschmack dar. Angela Merkels Traum, die Türkei zum sicheren Drittstaat zu erklären, in den man missliebige Migranten zurückschicken kann, wäre dann ausgeträumt. Putin kann das nur freuen. Je nachdem, wie viel Waffenhilfe die Rebellen

und die mit ihnen verbündete syrische Al-Qaida-Filiale aus der Türkei erhalten, wird der Krieg in Aleppo und den ländlichen Gebieten des syrischen Nordwestens noch länger dauern. Grösstes Problem Assads ist der Mangel an zuverlässigen Soldaten. Der Iran ist mit der Rekrutierung von schätzungsweise 10 000 schiitischen Dschihadisten, unter anderem aus dem Irak und Afghanistan, in die Bresche

---

### Noch ist der Krieg für Assad nicht gewonnen, aber eine wichtige Vorentscheidung ist gefallen.

---

gesprungen. Diese Söldnertruppen stehen unter iranischem Kommando und sind zu einem wachsenden Teil mit iranischem Kriegsmaterial ausgerüstet. Je weiter die Regierungstruppen vorrücken, desto prekärer wird der Mangel an Bodentruppen. Noch ist der Krieg für Assad nicht gewonnen, aber eine wichtige Vorentscheidung ist mit dem nahezu vollendeten Belagerungsring um Aleppo gefallen.

Und der IS? Sowohl Assad als auch Putin brauchen die Terrororganisation vorerst noch, um ihr blutiges Vorgehen gegen die Zivilbevölkerung zu rechtfertigen. Wenn die Rebel-

len und die mit dem IS verfeindete Qaida aber einmal entscheidend geschwächt sind, wird es auch dem IS an den Kragen gehen. Bereits jetzt zeichnet sich ab, dass die Kurdenmilizen und die Assad-Truppen das Territorium des IS in zwei Teile spalten könnten. Ob die derzeitige Zweckallianz zwischen Assad und den Kurden von Dauer ist, wird sich dann schnell zeigen. Immerhin hat Assad seinen Willen bekräftigt, das ganze Land zurückzuerobern. Und dazu gehören ja wohl auch die Kurdengebiete.

### Schreckensszenario für Israel

Aber hat das Regime, das sich auf die Alawiten-Sekte mit einem geschätzten Bevölkerungsanteil von zwölf Prozent stützt, wirklich eine Zukunft? Selbst mit russischer und iranischer Schützenhilfe sieht das nicht nach einem stabilen Syrien aus. Natürlich kann Damaskus in den ausgebombten und entvölkerten Gebieten Schiiten aus dem Libanon, dem Irak, dem Iran und Afghanistan ansiedeln und diese das Land wieder aufbauen lassen. Der schiitische Iran hätte dann sein Ziel erreicht, über sein syrisches Anhängsel zum Frontstaat gegenüber Israel zu werden. Für Israel, den mehrheitlich sunnitischen Nahen Osten und den Westen wäre das die schlimmste aller Optionen. ○



«Hier wird Geschichte geschrieben»: Wahlveranstaltung in Lynchburg, Virginia.

## «In Trump we trust»

Wer wählt Donald Trump? Zornige, weisse, ungebildete, fremdenfeindliche Amerikaner! So das verbreitete Klischee. Höchste Zeit, sich von dem Zerrbild zu verabschieden.

Von Urs Gehriger

«Meine Unterstützer sind so klug», schwärmte Donald Trump neulich. «Ich könnte mitten auf der 5th Avenue stehen und jemanden erschliessen und würde trotzdem keine Wähler verlieren.» Fassungslos erstarrte die Welt ob dieser Worte. Und ob den Menschen, die so einen Mann zum Präsidenten machen wollen.

Wer sind Trumps Wähler? Wir kennen sie – aus den Medien von Leutschenbach bis Los Angeles: Es sind frustrierte, zornige Männer und Frauen mit toupierten Mähnen, billigem Make-up und migränetreibenden Trillerstimmen. Sie sind weiss, latent rassistisch und unterbelichtet – um nicht zu sagen: dumm.

Ein Blick auf die Resultate der Vorwahlen von New Hampshire von letzter Woche zeigt, wie verzerrt dieses Bild ist. Nicht nur hat Trump die republikanische Konkurrenz pulverisiert. (Er gewann mehr als doppelt so viele Stimmen wie der zweitplatzierte John Kasich.)

Bemerkenswert ist vor allem: Trump siegte in praktisch allen Wahldistrikten, von Portsmouth am Atlantik bis in die Schneeberge von Bretton Woods. Selbst in Manchester, der grössten Stadt, betrug sein Vorsprung sensationelle 23 Prozent.

### Prächtige Laune trotz Schneesturm

Trump ist Trumpf quer durch die Gesellschaft von Stadt bis Land. Was macht ihn so attraktiv? Geben wir drei Wählern das Wort:

John, 28, schlottert vor der Verizon Wireless Arena in Manchester. Seit fünf Stunden wartet er mit seinem Bruder im peitschenden Schneesturm, ist aber prächtiger Laune. «Hier wird Geschichte geschrieben», sagt John. Er ist aus dem Staat New York angereist, um «The Donald» live zu sehen. John ist Spengler, jobbt aber als Nachtwächter in einem Schulhaus, \$7.20 verdient er die Stunde. «Als ich hörte,

dass Trump China in den Schwitzkasten nehmen, die Arbeitsplätze zurück nach Amerika bringen und die Immigranten mit einer Mauer fernhalten will, waren für mich die Würfel gefallen.»

John gehört zu jener Gesellschaftsgruppe, die man als Kern der Trump-Unterstützer bezeichnet. Sie werden von den Medien als einfach gestrickte weisse Wutbürger klišiert. «Ihr Kummer wird oft missverstanden», schreibt Charles Murray in dem Essay «Trump's America» im *Wall Street Journal*. «Es ist ein Fehler, anzunehmen, dass sie mit Irrationalität die Leute geisseln, die nicht aussehen wie sie selbst.»

Politologe Murray hat 2012 mit seinem Buch «Coming Apart» eine nationale Debatte ausgelöst. In einer beklemmenden Diagnose zeigte er auf, wie Amerikas Reiche immer reicher werden, die Mittelschicht dem Abstieg

zudriftet und die Armen arm bleiben. Im Niedergang der Mittelschicht, so Murray, liege der Keim des Trump-Phänomens: «Die ganze amerikanische Arbeiterschaft hat allen Grund, auf die herrschende Elite wütend zu sein. Während der letzten fünfzig Jahre des Wirtschaftswachstums ging die arbeitende Bevölkerung praktisch leer aus.»

In denselben fünfzig Jahren hätten amerikanische Firmen Millionen von Fabrikjobs ins Ausland verlegt. Gleichzeitig habe die Regierung in Washington geduldet, dass Millionen Migranten ins Land strömten, legal und illegal. «Um noch einen draufzusetzen, hat die Partei, für die sie seit Jahrzehnten gestimmt haben – die Republikaner –, nicht das Geringste unternommen, um ihnen zu helfen», schreibt Murray. «Wer wäre da nicht stinkesauer?»

### «Hungrig nach etwas Neuem»

Teresa, 46, lebt in Staten Island, New York, sie arbeitet als Paartherapeutin, ihr Mann ist Architekt. Sie haben keine Schulden, aber für Ferien bleibt am Monatsende dennoch nichts übrig. «Trau niemandem im Umkreis von hundert Kilometern ums Weisse Haus», sagt sie. Seit Jahren beobachtet sie, wie «Bushs Feldzüge» Billionen von Dollars auf fernen Schlachtfeldern vertilgten, ohne greifbare Erfolge. Sie beobachtet, wie Amerika, die geachtete Weltmacht von einst, unter Obama in Bedeutungslosigkeit versinkt. Und mit steigender Wut schaut sie zu, wie sich der Kongress in Grabenkriegen zerreißt. «Ich habe die Nase gestrichen voll von den üblichen Politikern, ich bin hungrig nach etwas Neuem.»

Wie Teresa verachten Millionen Amerikaner das sogenannte Establishment. Seit Jahren gärt es im Volk. Mit Trump bricht nun der Vulkan aus. Er befeuert das Gefühl, indem er den Finger in den Wundbrand steckt und schreit: «Amerika ist verkrüppelt.»

Die Eliten in Politik, Wirtschaft und Medien haben das Ausmass der Zerrüttung und des Misstrauens bis heute nicht in seiner Tiefe erfasst. Deshalb wurde Trump lange unterschätzt. Deshalb verteufelt man ihn als Krankheitserreger, statt in ihm ein Symptom des Malaises zu erkennen. Und deshalb hat er bei den Frustrierten durchschlagenden Erfolg.

«Trump ist kein Politiker», sagt Teresa. «Er kommt von aussen, er ist keine Puppe der Lobbys, er macht für niemanden den Bückling, er hat sein eigenes Geschäft und seine eigene Kriegskasse. Das macht ihn glaubwürdig und attraktiv.» Trump spielt diesen Trumpf brillant aus. «Ich arbeite für euch und niemanden sonst», sagte er zum Schluss der TV-Debatte letzten Samstag. Das findet ein Echo bis tief ins Unterholz der Grand Old Party und weit über die Parteigrenze hinaus.

«Trump genießt in der Grand Old Party eine breite Unterstützung, die alle namhaften

demografischen Gruppen umfasst», schreibt Nate Cohn, Datenguru bei der *New York Times*. «Der Support ist extrem stark bei den Leuten am Parteirand.»

### Zustimmung bei Frauen und Latinos

Nate Cohns Wählerforschung bricht mit den bekanntesten Trump-Klischees. «Trump punktet bei republikanischen Frauen am meisten von allen Kandidaten. Ebenso in Wohngebieten der Gutmusgebildeten und Wohlhabenden. Er hält sogar einen kleinen Vorsprung bei republikanischen Latinos.» Dies, obwohl er die Mexikaner pauschal als «Vergewaltiger» bezeichnet hat. Für Spannung ist also gesorgt, wenn der Wahltross demnächst in den Süden vorstösst, wo viele Migranten aus Lateinamerika leben.

Zurück in die Verizon Wireless Arena nach Manchester, New Hampshire. Direkt vor der Bühne tummeln sich Jake und seine Freunde, Jungs und Mädchen im Alter von zwanzig

### Trumps Anhänger möchten das Gefühl von Ansehen und Respekt in der Welt auch einmal erleben.

Jahren, sie studieren, sind gutaussehend, perfekt frisiert und stilvoll gekleidet wie aus einem Ralph-Lauren-Katalog. «Trump ist ein Macher», sagt Jake. «Wir Jungen schätzen Action.» Am meisten gefällt ihm Trumps Versprechen, das US-Militär mächtig aufzurüsten. «Wir müssen uns wirklich darum kümmern, wer in unser Land kommt und was aus Amerika wird. Die Terroristen tanzen uns auf der Nase herum.»

Jakes Generation kennt Ronald Reagans strahlendes Amerika nur vom Geschichtsunterricht. Sie möchte das Gefühl von Ansehen und Respekt in der Welt auch einmal erleben. Trump trifft den Nerv von Millionen, wenn er sagt: «Ich mache Amerika wieder gross, vielleicht grösser als je zuvor.» An Trumps dreisten Beleidigungen nimmt Jake



Über die Parteigrenze: Republikaner Trump.

keinen Anstoss. «Ich mag seine aggressive Sprache, sie zeigt, wie entschlossen und kampfbereit er ist.» Jakes Meinung ist Mainstream unter Trump-Anhängern. Sie sehen den polternden Milliardär nicht als Hassprediger oder «Hetzer», als den ihn etwa der *Spiegel* titulierte. Seine derbe Sprache versteht man als Revolte gegen die Political Correctness, die viele als Maulkorb empfinden. «Trump holt einhändig die Redefreiheit zurück», bringt seine Pressefrau die Stimmung auf den Punkt.

### «Kunst der positiven Botschaft»

Auch dass Trump keinen Plan vorgelegt hat, wie er als Präsident all seine Versprechen einlösen würde, stört kaum jemanden. «Programme sind bloss leere Worte, keiner nimmt sie ernst», sagt Jake. «Trump hat als Geschäftsmann bewiesen, wozu er fähig ist: *In Trump we trust!*»

Trotz Zotenschnauze und Untergangsrhetorik: Trump verströmt für viele Amerikaner vor allem Aufbruchstimmung. Dies ist ein entscheidender Punkt, den die Trump-Kritiker übersehen.

«Donald Trump beherrscht die Kunst der positiven Botschaft», schreibt Lawrence Kudlow. Als ehemaliger Reagan-Berater und TV-Talkmaster bei CNBC weiss er, was einen brillanten Kommunikator ausmacht.

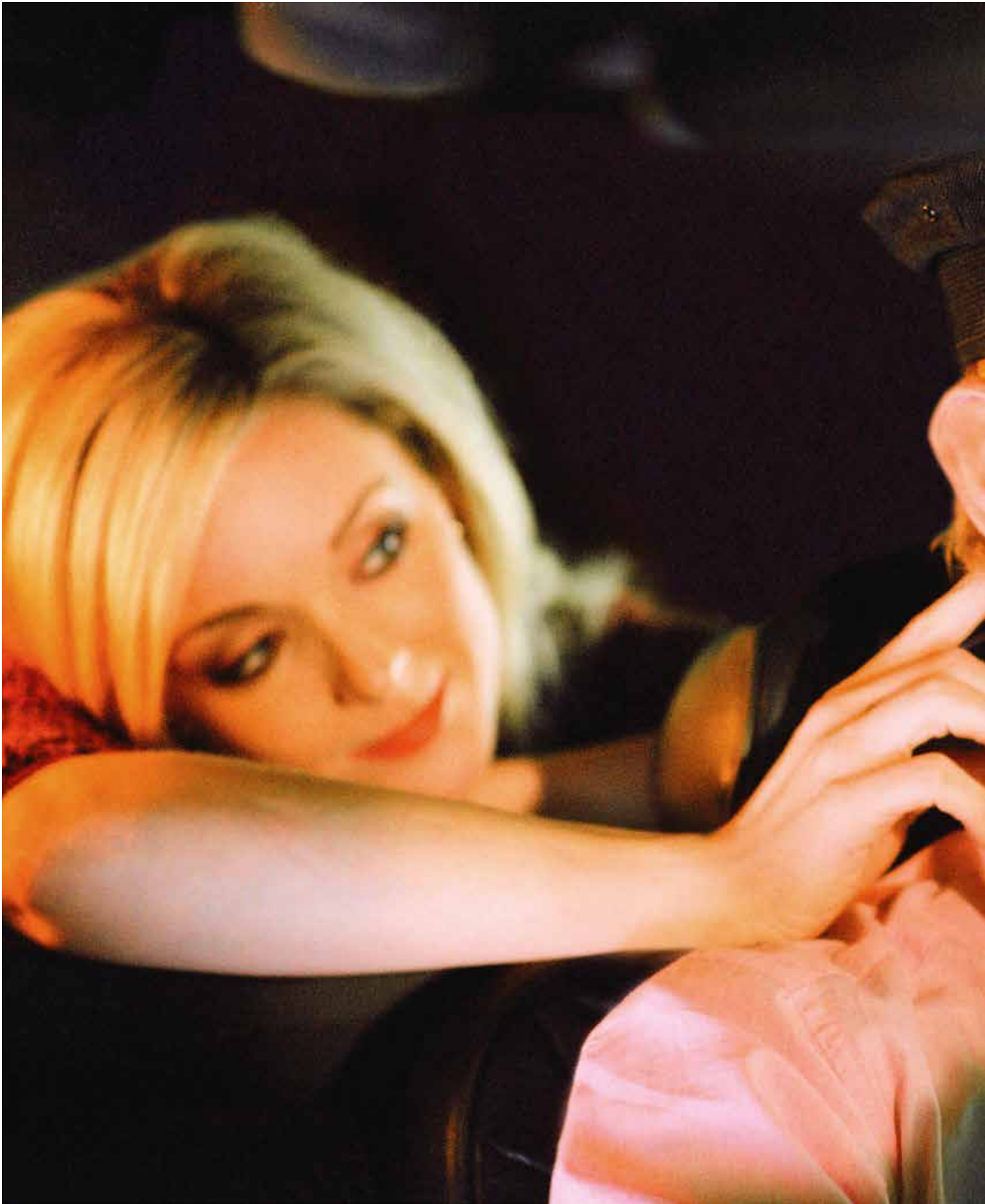
«Reagan war ein Meister der prägnanten Botschaft», so Kudlow. In seiner Wahlkampagne 1980 habe er sich auf ein paar wenige Schlüsselpunkte beschränkt. «Er versprach, die Wirtschaft neu zu beleben und den Sowjet-Kommunismus zu besiegen. Er verlor nicht viel Zeit für Details, dafür wiederholte er gebetsmühlenartig seine strategischen Kernbotschaften. Mit durchschlagendem Erfolg.»

### Versäumnisse der Republikaner

Während sich die Kandidaten Rubio, Bush und Kasich über Trumps Stil mokieren und sich derweil gegenseitig ein Bein stellen, zieht Trump auf und davon.

Gibt es einen Plan, wie man den derart verhassten Partei-Schreck stoppen könnte? Es gibt ihn nicht. Bei Gesprächen der *Weltwoche* mit Parteistrategen und konservativen Vordenkern letzte Woche war betretene Ratlosigkeit festzustellen. Sie wirkten wie vom Trump-Truck überfahren. Gebannt zählen sie die Tage bis zu den nächsten Vorwahlen – am Samstag in South Carolina, wo Trump in den Wählerumfragen wieder mit Riesenabstand führt.

Die bittere Wahrheit lautet: Die Republikanische Partei hat keinen Schimmer, wer Trumps Fussvolk ist. «Ich habe noch nie einen Trump-Wähler getroffen», sagt ein ehemaliger Vorsteher eines bedeutenden Think-Tanks *off the record*. Genau dies ist der Grund, warum Trumps Revolte überhaupt entflammt ist quer durchs ganze Land. ○



*Freiheit der Natur*: Hollywoodstar Jude Law.



## Sterblich schön

Von Claudia Schumacher

«Also, in echt sieht der aus wie ein perfektes Püppchen!», sagt eine Journalistin bei einer Werbeveranstaltung mit dem britischen Hollywoodstar Jude Law in London und lacht irritiert, irgendwie verunsichert. Nach einem Moment der Stille schürzt sie die Lippen. Sieht nach einem Emotionsgemisch aus Neid, Begehren und Beleidigtsein aus. «Absurd!», so rundet die Journalistin ihre Law-Bewertung ab.

Es zwick, dass es Menschen wie diesen Schauspieler gibt. Einerseits möchte man selbst gerne so blendend aussehen. Andererseits würde man wenigstens gerne mit einem das Bett teilen, der es tut. Das eine wie das andere bleibt für den Grossteil der Menschheit zeit lebens unrealistisch. Eine absurde Frechheit der Natur, da hat die Journalistin ganz recht.

Hat man dann kurz darauf das Vergnügen, Jude Law nicht nur aus der Entfernung zu begutachten, sondern ein Weilchen lang neben ihm zu sitzen, muss man sagen: Ja, wie erwartet, ist das ein selten gut aussehender Mann. Aber eben auch nur ein Mensch – so abgedroschen die Phrase in Bezug auf Megastars klingen mag. Dem 43-Jährigen fliehen die Haare. Falten hat er auf der Stirn und an den Augen. Das sieht freundlich aus. Nach Lachfalten. Der Mann ist nicht nur ein Püppchen, er ist echt schön. Lebendig. Vergänglich. Homo sapiens.

### Homme à Femmes

2004 war es, als Jude Law vom amerikanischen «People»-Magazin zum «Sexiest Man Alive» gewählt wurde und sich mit «Unterwegs nach Cold Mountain» die zweite Oscar-Nominierung erspielte (erhalten hat er bis heute keinen). Im gleichen Jahr war Law in einer seiner bekanntesten Rollen zu sehen: als Alfie im gleichnamigen Film. Darin spielt er einen hübschen Chauffeur in New York, einen Homme à Femmes, der sich selbst als «kleine Modehure» bezeichnet.

Law hat sich konstant in grossen Filmen gehalten. In den letzten Jahren war er etwa als Dr. John Watson in «Sherlock Holmes» (2009) zu sehen, in «Anna Karenina» (2012) als gehörnter Gatte, oder in «Grand Budapest Hotel» (2014). Die ganz grosse Kracher-Rolle war jedoch nicht dabei. Die finanziellen Einbussen dürften wiederum für den fünffachen Vater nicht so schlimm gewesen sein: Für Dior Homme hat er Werbung gemacht, ebenso für Whisky. Nun ist er Testimonial für den neuen Lexus RX, der soeben in London beworben wurde. Im Kino ist Law 2016 wieder in grösserer Rolle zu sehen: Er spielt den Schriftsteller Thomas Wolfe in «Genius».

## Die glücklich Unzufriedene

Ildikó von Kürthy hat mit «Neuland» ein Sachbuch zu weiblicher Selbstoptimierung in der Lebensmitte geschrieben. Kein Zucker, kein Alkohol, dafür Botox und Personal Trainer. Die Bestsellerautorin entfernte sich dabei maximal von sich selbst. Dennoch hat sie sich jetzt lieber als vorher. Von Claudia Schumacher

Ich habe mich nicht daran gewöhnt», sagt Ildikó von Kürthy an einem Nachmittag in einer Hotelbar beim Interview. Die Frauenbuchautorin schlägt das eine Bein über das andere. Zieht die dicke Strickjacke enger vor dem Bauch zu. Kuscheliges Schutzmäntelchen. Abends wird von Kürthy eine Lesung halten. Sie sagt, sie habe vor Auftritten schlimmes Lampenfieber – so gerne sie die Lesungen dann doch auch mache, natürlich.

Die vorderste Ulknudel an der deutschen Unterhaltungsbuchfront mit mehr als sechs Millionen verkauften Büchern, Ehefrau und Mutter zweier Buben, Typ Mädchen von nebenan, in beständigem Kampf mit dem eigenen Körpergewicht – ein roter Faden ihrer Bücher. Ildikó von Kürthy ist mit einem heiteren, manchmal böszüchtig ehrlichen Blick auf den Alltag für viele Leserinnen eine Art Freundin in der Not geworden.

Das Schwangerschaftsbuch «Unter dem Herzen: Ansichten einer neugeborenen Mutter» kriegen die meisten werdenden Mütter im Verlauf ihrer Schwangerschaft von irgendeiner Freundin geschenkt. Insgesamt hat von Kürthy, die auch eine Kolumne im Frauenmagazin *Brigitte* führt, bereits elf Bücher veröffentlicht. Acht Romane für Erwachsene, ein Kinderbuch und jetzt mit «Neuland» das zweite Sachbuch aus der Ich-Perspektive.

Die Ildikó von Kürthy, die gerade vor einem sitzt, ist eine mittelgrosse Brünette mit Streberbrille, die etwas zu gross ist für ihr Gesicht und die sie ein bisschen wie ein Kind aussehen lässt. Ein Kind mit Schalk in schönen Strahl Augen. Vor kurzem sah die 47-Jährige vorübergehend anders aus. Wie auf dem grossen Bild, das wir zu diesem Text abdrucken: blonde, lange Haare, glatte Haut, super ernährt, verschlankt; auch von innen heraus hat sie Verschönerungsmassnahmen ergriffen.

### Quasselstrippe im Schweigekloster

Für ihr jüngstes Buch «Neuland», das im deutschsprachigen Raum momentan vorne in den Bestsellerlisten thront, hat sich von Kürthy ein hartes Rundumprogramm der Selbstoptimierung verordnet. Warum? Vielleicht, weil sie kein Mann ist. Als Frau mittleren Alters, die seit langem verheiratet ist, Karriere gemacht sowie die Familienplanung abgeschlossen hat: Was kommt jetzt? Pünktlich zur Mittlebenskrise ein Cabrio und Papadoulos, der zwanzigjährige Animator im griechischen Ferienresort: Den Mut zur Pein-

lichkeit bringen die wenigsten Frauen auf. Von Kürthy sagt über ihre Ausgangssituation vor dem Buchprojekt: «Ich finde, «Krise» ist kein schönes Wort. Aber ich hatte das Gefühl, es müsse noch einmal etwas kommen.»

Frauen in der Lebensmitte neigen weniger dazu, Unzufriedenheit beim Blick in eine durchschnittlich ausgestattete Autogarage zu erleben. Dieses Gefühl drängt sich ihnen eher beim Blick in den Spiegel auf. Ildikó von Kürthy wollte die beste Version ihrer selbst erleben. Noch einmal das Maximum rausholen. Ein paar Attraktivitäts-PS mehr. Brumm, brumm: Das ist ihr gelungen.

Der Weg dahin war jedoch weniger spassig. Von Kürthy beschreibt sich selbst als «verfressene und versoffene Frohnatur». Davon galt es, abzukommen. Für «Neuland»: kein Zucker, kein Alkohol, keine Kohlenhydrate nach 18 Uhr, kein Gluten und keine Laktose, dafür ein Personal Trainer, Yoga, Botox unter die Gesichtshaut spritzen und Fettzellen vereisen lassen. So weit der äussere Teil.

Der innere Beitrag zur Schönheit gestaltete sich nicht unbedingt leichter: Von Kürthy ging in ein Schweigekloster (und man merkt im Gespräch: Sie ist eine Quasselstrippe), meditierte allmorgendlich um 6 Uhr 15, schlief im Wald («Glück und Natur gehen in jedem Sachbuch und auf jeder Glückwunschkarte Hand in



Typ Mädchen von nebenan: von Kürthy, 2014.

Hand») und borgte sich den Coiffeur der Fussballspielerfrauen.

Vier Tage dauerte es, bis die blonden Extensions perfekt waren. Heraus kam eine schöne, dünne, nach gängigen Massstäben perfekte Frau. «Vor allem kleine Mädchen und Männer sind auf das Barbie-Blond abgefahren», sagt von Kürthy und kichert mit einem sanften Kopfschütteln. Die Unterzeile des Buches lautet: «Wie ich mich selber suchte und jemand ganz anderen fand.»

### Zwang zum Vorwärtkommen

Und da steht von Kürthy auf der Bühne. Sie trägt ein rotes Hinguckerkleid. Das blonde Haar verweht ein künstlicher Wind. Ein Leseabend ist bei ihr nicht einfach ein Leseabend, es ist eine Show. «Atemlos durch die Nacht» singt sie nicht gerade schön, aber laut und offenbar mit Freude, «bis ein neuer Tag erwacht». Die prototypische blonde Deutsche; eine Helene Fischer. So ist von Kürthy: immer bereit, sich selbst auf die Schippe zu nehmen. «Den bösesten Witz über mich mache ich im Zweifelsfall lieber selbst», sagt sie und nippt an ihrem Minztee.

Das Blond, das von Kürthy auf der Bühne trägt, ist mittlerweile nur noch eine Perücke. Und auch der Leib ist wieder sichtbar fülliger. «Ich esse wieder ganz normal», sagt sie. Heute morgen habe sie beim Hotelfrühstück anständig zugelangt. Laktose, Gluten: Rein damit. Alles wie früher. «Ich kann nicht zu viele Dinge gleichzeitig schaukeln», sagt sie. «Eine Lesereise auf Kohlenhydrate-Entzug – das schaffe ich nicht.»

Liest man «Neuland», könnte man meinen: Die Autorin hat einen Schönheitsfimmel. Auch beim Gespräch schaut sie mitunter so halb verstoßen auf die verspiegelte Wand der

### «Vor allem kleine Mädchen und Männer sind auf das Barbie-Blond abgefahren.»

Hotelbar, zupft an der Kleidung, guckt nicht ganz zufrieden. Weibliche Unzufriedenheit ist ein Thema, über das von Kürthy auch im Buch nachdenkt. «Männer finden, Frauen suchen», so von Kürthy. Unzufriedenheit bewertet sie ambivalent. Im Positiven auch als den Zwang zum Vorwärtkommen, Entdecken von Neuem, sich immer wieder selbst überraschen und «nicht in Selbstzufriedenheit und



*Ein paar Attraktivitäts-PS mehr:* Autorin Ildikó von Kürthy auf dem Höhepunkt ihrer Verwandlung.

Lethargie auf dem Sessel zu altern, wie das Männer mitunter eher vorziehen».

Als Tochter eines blinden Vaters und einer nachdenklich und poetisch veranlagten Mutter trat das Thema Schönheit bei von Kürthy erst spät auf den Plan. «Ich war immer eine Frau für den zweiten Blick», sagt sie. Im Elternhaus sei es egal gewesen, wie sie aussah.

«Mein Vater hat sich zwar gefreut, wenn jemand zu ihm sagte, seine Tochter sei hübsch», sagt von Kürthy in der intensiven Art, die über ihre Augen funktioniert und die ihr Gegenüber davon abhält, von ihr abzuschweifen. Aber um dem Vater, der nichts sah, zu gefallen, konnte sie nicht auf Optik setzen. «Ich habe viel erzählt», sagt sie, «und habe gelernt, Emo-

tionen über die Stimme zu transportieren.» Von Kürthys Stimme ist auffallend weich und klangvoll. Ihre Hörbücher machen wohlige Ohren.

Auch wenn von Kürthy jetzt wieder Blondinenwitze erzählt – «Wie nennt man eine Blondine zwischen zwei Brünetten? Eine Bildungslücke» –, war sie einmal ziemlich scharf auf ihre Verschönerungsprozedur, deren Krönung für sie selbst die Blondwerdung bedeutete. Kurz bevor sie im Buch zur falschen Blondine wird, führt sie einen Monolog darüber, wie unnötig Authentizität doch sei.

### Weniger authentisch

Authentizität beinhalte «die Bereitschaft, seine negativen Seiten nicht zu verleugnen», schreibt sie, «real, urwüchsig, echt und ungekünstelt zu

### «Den bösesten Witz über mich mache ich im Zweifelsfall lieber selbst.»

sein». Authentizität: Der unmittelbare Schein kommt mit dem eigentlichen Sein in Übereinstimmung. «Auf dem roten Teppich – und ehrlich gesagt auch in einigen anderen Situationen in meinem Leben», schreibt von Kürthy mit Blick auf ihren Gang über den roten Teppich bei der Verleihung des Deutschen Filmpreises, «möchte ich eines ganz bestimmt nicht sein: echt und urwüchsig.»

Trotzdem hat sich von Kürthy wieder zurückverwandelt. Was ist von ihrem Jahr unter Blondinen und Selbstsuchern geblieben? «Ich bin zwar wieder ich selbst», sagt sie. «Aber ich bin es lieber als zuvor.» Sie habe ein besseres Verständnis für ihren Charakter und ihren Körper bekommen. Gelernt, was sich ändern lässt – «und wo unverrückbare Grundpfeiler des Egos bestehen, an denen man nicht rütteln sollte und auch nicht rütteln muss». Das gelte auch für Oberflächliches: «Man tut sich einen Gefallen, wenn man etwa die grundlegende Körperform akzeptiert. Aus einem kleinen, drolligen Shetlandpony wird nun einmal keine langbeinige Vollblutstute.»

Den Personal Trainer hat sie jedoch behalten. Und den gesunden Maisbrei am Morgen auch. Was kommt als Nächstes? «Mit der Natur habe ich noch ein Hühnchen zu rupfen», erzählt von Kürthy und schiebt ihre Brille hoch. Der Wildnis-Workshop in «Neuland» ging eher schief. Ein grösser angelegtes Naturerlebnis, gemeinsam mit einem ihrer Söhne, hat sie sich vorgenommen. Landleben: vielleicht das Thema des nächsten Buches? «Mal sehen», grinst von Kürthy verschmitzt – und verabschiedet sich vom Interview nach draussen, auf einen Waldspaziergang.

Ildikó von Kürthy: Neuland. Wie ich mich selber suchte und jemand ganz anderen fand. Rowohlt. 400 S., Fr. 23.90

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>The Revenant</b>	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	<b>El abrazo de la serpiente</b>	★★★★☆
	Regie: Ciro Guerra	
3	<b>Suffragette</b>	★★★★☆
	Regie: Sarah Gavron	
4	<b>Brooklyn</b>	★★★★☆
	Regie: John Crowley	
5	<b>The Danish Girl</b>	★★★★☆
	Regie: Tom Hooper	
6	<b>Joy</b>	★★★★☆
	Regie: David O. Russell	
7	<b>The Big Short</b>	★★★★☆
	Regie: Adam McKay	
8	<b>Deadpool</b>	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	
9	<b>Nichts passiert</b>	★★★☆☆
	Regie: Micha Lewinsky	
10	<b>The Hateful Eight</b>	★★★☆☆
	Regie: Quentin Tarantino	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Deadpool</b>	56 196
	Regie: Tim Miller	
2 (-)	<b>Dirty Grandpa</b>	14 870
	Regie: Dan Mazer	
3 (1)	<b>The Hateful Eight</b>	14 218
	Regie: Quentin Tarantino	
4 (2)	<b>Alvin and the Chipmunks</b>	13 114
	Regie: Walt Becker	
5 (3)	<b>The Revenant</b>	10 208
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
6 (5)	<b>Heidi</b>	8 996
	Regie: Alain Gsponer	
7 (4)	<b>Der grosse Sommer</b>	8 984
	Regie: Stefan Jäger	
8 (8)	<b>Bibi &amp; Tina – Mädchen gegen ...</b>	5 743
	Regie: Detlev Buck	
9 (6)	<b>Ride Along 2</b>	5 282
	Regie: Tim Story	
10 (-)	<b>Sisters</b>	5 241
	Regie: Jason Moore	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Der Marsianer – Rettet Mark Watney</b> (Fox)
2 (1)	<b>Alles steht kopf</b> (Disney)
3 (2)	<b>Everest</b> (Universal)
4 (3)	<b>Hitman: Agent 47</b> (Fox)
5 (4)	<b>Sicario</b> (Impuls)
6 (5)	<b>Man lernt nie aus</b> (Warner)
7 (6)	<b>Maze Runner</b> (Fox)
8 (7)	<b>Straight Outta Compton</b> (Universal)
9 (9)	<b>Honig im Kopf</b> (Warner)
10 (-)	<b>König der Wüste</b> (Ascot)

Quelle: Media Control



Wildwasserfahrt: Eddie Mannix (Josh Brolin) in «Hail, Caesar!».

### Kino

## Zelluloid-Himmelfahrer

Joel und Ethan Coens Satire «Hail, Caesar!» über das gute alte Fünzig-Jahre-Hollywood kann sich nicht entscheiden zwischen Verehrung und Spott. Von Wolfram Knorr

Es gab eine Zeit, da hingen die Kino-  
leinwände zwischen Himmel und Erde  
und brachten die Fantasie zum Glühen mit flutendem Licht, gleissenden Kostümen, monumentalen Säulenhallen und bis zum Horizont ausladenden Marmortreppen. Es war die Zeit der römischen Imperatoren, stolzer Cowboys und von in Wasserkaskaden tanzenden *chorus girls*, getunkt in knalliges Technicolor. Es waren die fünfziger Jahre, in denen aber auch die Traumfabrik von den Furien der Konkurrenz Fernsehen und verbissenen Puritanern gejagt wurde, die den Sündenpfuhl voller Linker und Kommunisten austrocknen wollten.

Die wunderbare Illusionswelt mit allen Mitteln zu schützen, war die Aufgabe von sogenannten Problemlösern. Sie mussten dafür sorgen, dass die Parvenüs, dreisten Deppen und amoralischen Zicken von Tinseltown nicht aus dem Ruder liefen. Eddie Mannix (Josh Brolin), mit Menjoubärtchen in der Buckelwal-Visage eine Mischung aus Mike Hammer und Philip Marlowe, ist der Problemlöser der Capitol Pictures. Tag und Nacht muss er herumdampfwalzen, eine Rotzlöffel-Kleindarstellerin aus den Fängen eines schmierigen Pornofotografen holen, für den flegeligen Schwimmstar DeeAnna Moran (Scarlett Johansson) eine Alternative zu seiner Beziehungsmisere organisieren, bei den Obermuftis der verschiedenen Kirchen Zustim-

mung zum Bibel-Ops «Hail, Caesar!» einholen und die kampfgeliebten Kaltmegären-Zwillinge Thora und Thessaly Thacker (Tilda Swinton) mit harmlosem Material für ihre Klatschpresse füttern. Mannix fühlt sich wie auf einer Wildwasserfahrt, findet als gläubiger Katholik kaum Zeit für die Beichte und für die Familie schon gar nicht – und dann hat er auch noch ein Kidnapping an der Backe: Superstar Baird Whitlock (George Clooney), Römerheld in «Hail, Caesar!», ist während der Dreharbeiten entführt worden. Eine Autoren(!)-Gruppe namens «Future» verlangt 100 000 Dollar Lösegeld, sonst kann das Studio seinen Goldesel vergessen.

Die Traumfabrik ist in Selbstbespiegelungen vernarrt. Von William Wellmans «A Star Is Born» (1937) über Billy Wilders «Sunset Blvd.» (1950) bis «Barton Fink» (1991) der Gebrüder Coen – in schöner Regelmässigkeit entstehen – Attacken und Komödien aufs La-La-Land, das selbst den Spott über sich entzückend findet (demnächst folgt «Trumbo»). Das neue Coen-Opus ist eine spöttelnde Hommage auf die alte Studio-Ära mit ihren wundersamen Zelluloid-Himmelfahrten und ihrem verschrobenen Personal. So ätzend wie Robert Altmans bitterböse Hollywood-Abrechnung «The Player» (1992) ist «Hail, Caesar!» leider nicht.

War das Absurde als Schlüssel zur Realität lange das Markenzeichen der Coens in Bezug



auf ihre makabren Groteskscherze («Barton Fink»), ist «Hail, Caesar!» dann doch ein wenig zu harmlos. Es gibt hübsche Einfälle, betörende Szenen und eine herrliche Gene-Kelly-Huldigung durch Channing Tatum, aber die richtige Mischung aus Spott und Kino-Nostalgie fanden die Coens nicht. Eine Pointe aber beweist, dass die Coen-Brüder ihren Sinn für gallig-makabren Nashorn-Humor nicht verloren haben: Eine Waffenschmiede möchte Mannix abwerben. Lockend wird ihm das Foto eines Atombombentests unter die Nase gehalten und ihm genüsslich versichert, dass er da sauber geregelte Arbeitszeiten hätte. Solche Boshaftigkeiten sind leider rar. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Mustang** — Das Schuljahr ist zu Ende, die Sommerferien beginnen, und im hellen, warmen Sonnenlicht machen sich fünf Schwestern auf den Heimweg, tollen ausgelassen mit den Jungs – und schon ist ihr Glück bedroht. Eine sittenstrenge Nachbarin hat sie angeschwärzt. Denn Schauplatz dieses ungewöhnlichen Jugenddramas ist die Türkei, ein Provinznest am Schwarzen Meer. Die Mädchen, deren Eltern verstorben sind, leben bei ihrer Grossmutter und ihrem cholerisch-strengen Onkel, der den guten Ruf in Gefahr sieht, die Mädchen im Haus regelrecht kaserniert, von



Verlust der Jugend: «Mustang».

der Schule nimmt und sie – jedenfalls die älteren – ganz schnell unter die Haube bringt. Das Spielfilmdebüt von Deniz Gamze Ergüven ist ein flirrendes Meisterstück über jugendliche Rebellion, den Verlust der Jugend angesichts einer religiös-verbissenen Erwachsenenwelt und über die Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung. Ergüven erzählt ihr Jugenddrama über die wilden, ausgelassenen Mädchen (der Titel bezieht sich deshalb auf das Wildpferd Mustang) aus der Perspektive der Jüngsten, und man sieht sofort, dass die Autorin und Regisseurin mehrheitlich in Frankreich lebt. Das Spiel mit dem Leichtsinn und dem Ernst ist von der Nouvelle Vague geprägt. Dass der Onkel nachts auch noch dezent die Mädchen heimsucht, ist vielleicht dann doch zu viel des Bösen. ★★★★★



Kranke Allianz: «Colonia».

**Colonia** — Zur Zeit der Militärherrschaft Pinochets in Chile trieb dort auch eine deutsche Sekte ihr Unwesen und arbeitete Hand in Hand mit dem Regime. Diese kranke Allianz verknüpft Florian Gallenberger («John Rabe») zu einem Thriller mit einer völlig unglaublichen Ausgangssituation: Weil Daniel (Daniel Brühl) in der Colonia Dignidad gefoltert wird, begibt sich seine Geliebte Lena (Emma Watson) freiwillig in die Hölle. Immerhin, die Flucht ist spannend, aber Daniel Brühl wird einfach überschätzt. ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

Mit Freunden habe ich «Chocolat» gesehen, den Film über den ersten schwarzen Clown, der im Pariser Nouveau Cirque auftrat, Anfang des 20. Jahrhunderts. Stimmt es, dass Schwarze tragende Rollen im Film erst viel später erhielten? V. Z., Sion



Nein. Schon im Jahr 1912 entstand in den USA «The Railroad Porter». Purer Slapstick und nur mit schwarzer Besetzung. Regie führte der erste schwarze Filmemacher, William Foster. Er drehte noch weitere Filme wie «The Butler» (eine Detektiv-Story) und

machte alles selber: Buch, Kamera, Schnitt, Produktion. Er gründete die Foster Photoplay Company und fand weisse Geldgeber, weil seine Filme erfolgreich waren, natürlich nur in der schwarzen Community. Als die erste Verfilmung von «Onkel Toms Hütte» entstand (1913), musste ein Weisser (Harry Pollard) mit geschminktem Gesicht Tom spielen! Der Film war fürs weisse Publikum gemacht.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Musique d'ameublement

Von Peter Rüedi

Zu einem knappen Fünftel ist diese CD eine späte Verneigung vor Paul Motian, dem grossen Drummer, der mit seiner atmenden Spielweise das Schlagzeug aus seiner dienenden Funktion als Taktgeber befreite. Er machte es mit seiner vom Metrum emanzipierten, das Metrum umkreisenden scheinbaren Aleatorik zum inspirierenden musikalischen Partner seiner Mitimprovisatoren. Der Gitarrist Ben Monder, zeitweise Mitglied von Motians später «Electric Bebop Band», plante 2010 ein Duo-Album mit dem charismatischen Schlagzeuger. Dazu kam es nicht mehr, Motian starb am 22.11.2011. Zwei wunderbare Zwiegespräche der beiden sind indes auf Monders letztem Opus noch enthalten, seinem ersten bei Manfred Eichers Label ECM, das während eines halben Lebens Motians künstlerische Heimat war. Das eine – der einzige Standard der CD – ist eine fabelhafte Verwandlung von Rodgers & Hammersteins «Oh, What a Beautiful Morning» aus einer intimen Konversation in ein geradezu wagnerisches Grossformat, zu welchem Verfahren Monder auch sonst noch mittels seines Effektgeräts Lexicon LXP-1 greift: in einem Stück namens «Zythum» und in einem mit dem sprechenden Titel «Dinosaur Skies» – eine akustische Cinemascope-Technik, deren Pathos ohne die mitschwingende Ironie erschlagend wäre. Allein, sie ist nur ein Pol in Monders akustischer Innenarchitektur, welche ein ungewöhnliches Gespür für dynamische Kontraste verrät, für den Gegensatz von zartesten Finessen und eben den Griff in die vollen elektronischen Register. Die Duos mit Motian sind Zentrum und Ausgangspunkt von «Amorphae» (so heisst Monders Neuheit in botanisch-ästhetischem Doppelsinn). Den Rahmen setzt er mit zwei Solo-Stücken, für zwei weitere Schlagzeug-Gitarren-Dialoge erbat er sich die Gesellschaft von Andrew Cyrille, als Drummer in mancher Hinsicht Motians Bruder im Geiste der offenen Perkussion. Und auf drei weiteren Stücken ist zusätzlich Pete Rende am Synthesizer zu hören, subtil und nicht in vollfetterm Pleonasmus. Raum-Kunst, wie alles hier. Im keineswegs abschätzig gemeinten Sinn von Erik Satie: «Musique d'ameublement».



Ben Monder (Pete Rende, Andrew Cyrille, Paul Motian): Amorphae. ECM 2421

## «Erschütterungen der Seele»

**Abenteurer, Visionär, Kinolegende: Werner Herzog ist einer der bedeutendsten Filmmacher der Welt. Im Interview spricht er über sein Leben, sein Werk und er sagt, weshalb er ungerne in den Spiegel schaut.**  
*Von Claas Relotius*

Auf den ersten Blick sieht er aus wie ein Sozialkundefahrer, nicht wie einer der grössten Filmschaffenden unserer Zeit. Werner Herzog, mittlerweile 73 Jahre alt, betritt das Berliner Hotelzimmer in Wollpulli und Trachtenjanker, seine ergrauten Haare stehen wild zu Berge. Aber sobald er zu sprechen beginnt, über sich und seine Leidenschaften, den Film und das Erkunden der Welt, wird alles an diesem Mann hypnotisch. Dieser eindringliche Blick, diese Ruhe, diese raunende Stimme, die so vertraut und anheimelnd klingt mit ihrem rollenden, oberbayerischen Akzent. «Kino bedeutet Kampf», sagt Herzog und taucht einen Teebeutel in heisses Wasser. Er selbst bezeichnet sich als einen der «treuesten Soldaten».

**Herr Herzog, Sie leben seit mehr als zwanzig Jahren in Los Angeles. Bei öffentlichen Auftritten sieht man Sie seither fast immer in bayerischer Tracht. Sind Sie im Ausland zum Patrioten geworden?**

Ich mag diese Kleidung, weil sie bequem ist. Aber der Grund, weshalb ich sie trage, ist vor allem, dass ich in der ganzen Welt als deutscher Filmmacher gelte. Dabei bin ich ein essenziell bayerischer Filmmacher.

**Worin besteht der Unterschied zwischen der deutschen und der bayerischen Art, einen Film zu drehen?**

Dasselbe fragte mich vor kurzem ein Freund in Los Angeles, und ich kam plötzlich ins Schwitzen. In Amerika ist dies noch schwieriger zu erklären.

**Was haben Sie geantwortet?**

Na ja, dass die Bayern in Deutschland so etwas sind wie die Schotten in Grossbritannien. Dass sie etwas Erdverwachsenes, Naturgewaltiges und zugleich sehr Herzliches in sich tragen, das man andernorts nicht findet. Man muss nicht allzu genau hinsehen, um dies in meinen Filmen zu erkennen.

**Sie sind in München geboren, haben aber den Grossteil Ihrer Kindheit in einem kleinen Bergdorf in den Alpen verbracht.**

Ich war zwei Jahre alt, als München bombardiert wurde. Das Haus, neben dem wir wohnten, wurde eines Tages komplett zerstört, krachte genau in unseres hinein. Meine Mutter zog mich als Kleinkind aus den Ruinen. Sie war von diesem Tag an so verängstigt, dass sie mit mir und meinen

Geschwistern in die Berge ging. Dort sind wir die nächsten elf Jahre geblieben.

**Wie haben Sie dort gelebt?**

Wir hatten kaum Geld, wohnten in einer einfachen Hütte. Es gab dort weder Strom noch Toiletten oder fliessendes Wasser. Es war ein ziemlich einfaches Leben, das sich heute nur noch wenige Menschen in Europa vorstellen können. Bis ich zwölf war, hatte ich keine Ahnung davon, was ein Fernseher ist. Von Filmen wusste ich nicht einmal, dass sie existieren. Meinen ersten Telefonanruf machte ich mit siebzehn.

**Ist es ein Fluch oder ein Segen, so aufzuwachsen?**

Für mich war es das grösste Glück. Landschaften prägen Menschen. Sie werden zu Landschaften des Inneren, zu Erschütterungen der Seele. Im Dschungel wacht der Fiebertraum, in der Wüste die Hitze und

**«Lest, verdammt noch mal! Wer nicht liest, wird nie ein guter Regisseur.»**

Leidenschaft. In den Bergen wohnt die Sehnsucht. Die Weite des Horizonts macht etwas mit einem.

**Was hat sie mit Ihnen gemacht?**

Sie hat mir Fantasie eingepflanzt. Wer permanent auf die Spitze eines Berges blickt, der wird sich immer fragen, was wohl dahinter liegen mag. Und wer die Antwort nicht kennt, der beginnt, sich seine eigenen Antworten auszumalen.

**Haben Sie die Grösse der Welt erahnt?**

Ich habe in erster Linie ihre Vielfalt erahnt, denn ich habe unglaublich viel gelesen. Auch das war ein Segen, weil ich noch heute davon zehre.

**Wen haben Sie gelesen?**

Erst Karl May, später dann Hemingway, Joseph Conrad, John Steinbeck, solche Sachen. Kinder, die heute gross werden, tun mir leid, weil das, was für sie die Welt ausmacht, nur noch winzige, gedankenleere Schnipsel auf Twitter oder Youtube sind. Sie werden nicht mehr die Erfahrung machen, wie es ist, die Welt durch intensive Beschreibungen zu begreifen. Wenn ich in Kalifornien Seminare an Filmakademien gebe, sage ich den jungen Leuten vor allem dies: Lest, verdammt noch mal! Wer nicht liest, wird nie ein guter Regisseur.

**Sie haben später selbst Bücher geschrieben. «Eroberung des Nutzlosen», ein Tagebuch, das Sie während der Dreharbeiten zu «Fitzcarraldo» führten, sei besser als jeder Ihrer Filme, haben Sie einmal gesagt.**

Das kann ich so nicht stehen lassen. Ich habe nur gesagt, dieses Buch wird mich eher überdauern als meine Filme. Das ist ein Unterschied.

**Gilt dies auch für Ihr 1978 veröffentlichtes Werk «Vom Gehen im Eis», eine Meditation über das Wandern, Leben und Sterben?**

Das wäre doch schön, wenn es so käme.

**Es gibt Schriftsteller, die Sie für arrogant und grössenwahnsinnig halten, weil Sie behaupten, es gebe keinen deutschsprachigen Autor, der Ihnen das Wasser reichen könne.**

Daran ist ganz und gar nichts Arrogantes. Ich finde in der deutschsprachigen Literatur nur einfach niemanden, der vergleichbar starke Prosa schreibt.

**Klingt Grössenwahn für Sie eigentlich nach Beleidigung oder nach Lob?**

Das hängt davon ab, aus welchem Mund es kommt.

**Für «Fitzcarraldo» liessen Sie im peruanischen Regenwald einen 340 Tonnen schweren Flussschiff über einen Berg ziehen. Waren Sie dem Grössenwahn da nahe?**

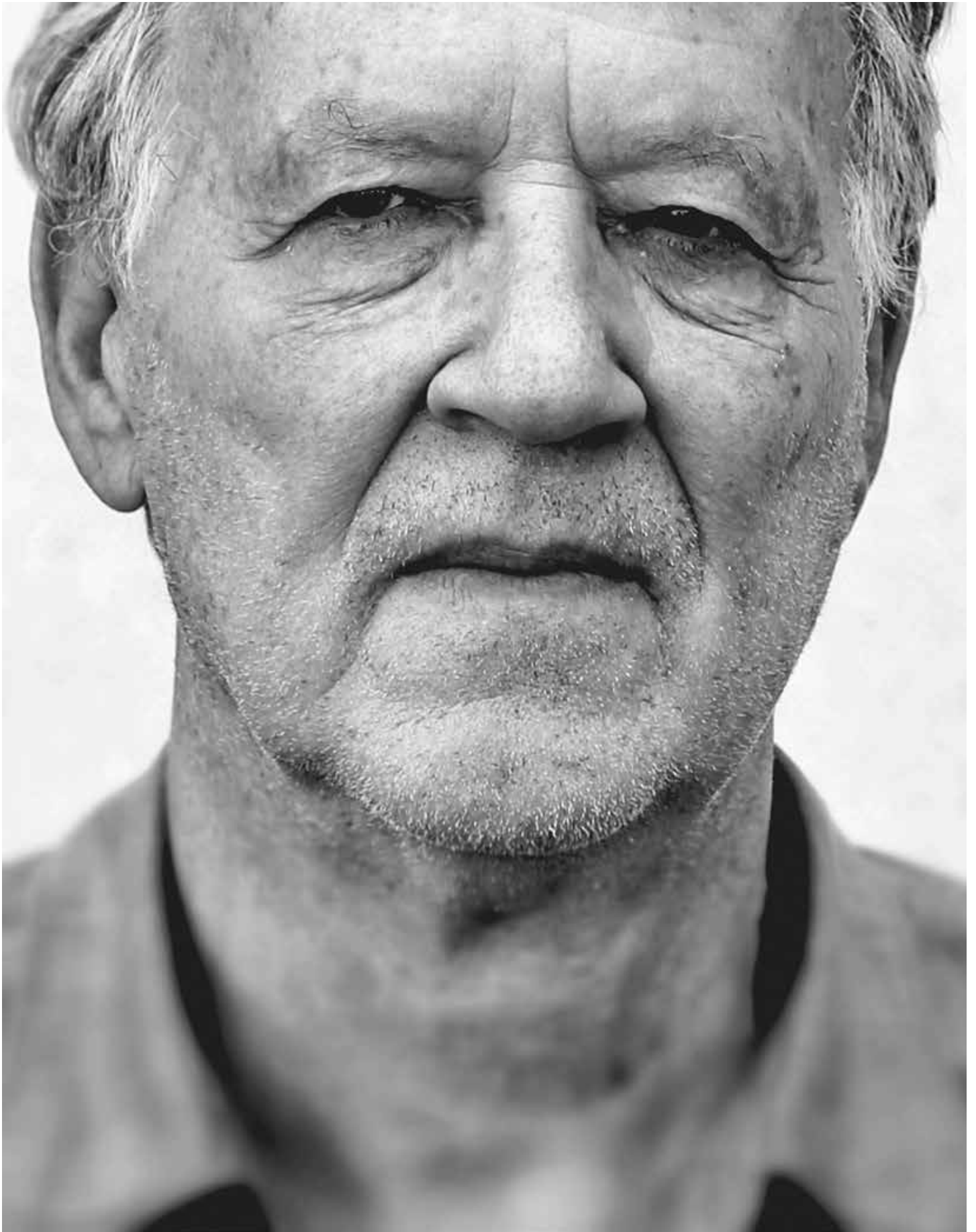
Nein, gar nicht. Es war auch nie ein Selbstzweck, wie mir gerne unterstellt wird. Der Film machte dieses nie erprobte Unterfangen schlichtweg erforderlich.

**Sie haben damit eines der grössten ikonografischen Bilder der Filmgeschichte erschaffen.**

Es ist ein archaisches, zutiefst menschliches Bild, das wahrscheinlich in den Träumen vieler von uns ruht. Ich habe es durch diesen Film lediglich benannt.

**Die Ureinwohner, mit denen Sie drehten, boten damals an, Ihren Hauptdarsteller Klaus Kinski zu töten, wenn er nicht aufhören würde, am Set herumzuschreien.**

Dieses Angebot war sehr ernst gemeint. Ich hätte bloss nicken müssen, dann wäre Kinski allenfalls in einem Sarg nach Deutschland zurückgekehrt. Das Interessante daran war, dass die Leute im Dschungel, unglaublich stille Menschen, eher dazu bereit waren, einen Mord zu begehen, als ständiges Geschrei zu ertragen. Ein Impuls, den sicher auch viele Menschen in der sogenannten zivilisierten Welt in sich tragen, wenn sie irgendwo im Zug sitzen und jemand zu laut



«Ein gutes Steak, ein guter Wein, kein Smalltalk, sondern ein echtes Gespräch»: Regisseur Herzog.

telefoniert. Da wird der Impuls allerdings nicht in die Tat umgesetzt.

**Bei den Dreharbeiten zu «Aguirre, der Zorn Gottes» sollen Sie Kinski selbst mit einem Gewehr bedroht haben.**

Man musste Kinski zähmen. Er wollte eines Tages das Set verlassen, weil er sich über das Essen ärgerte. Das konnte ich nicht durchgehen lassen. Ich habe ihm gedroht, aber das Gewehr war nicht geladen. Sie und Kinski sind sich schon lange vor Ihrer legendären Zusammenarbeit begegnet. Als Sie mit Ihrer Familie zurück nach München zogen, wurde der damals 24-jährige Kinski Ihr Mitbewohner.

Es war eine Verkettung von Zufällen. Meine Mutter hatte kaum Geld und zog mit uns Kindern in eine einfache Pension. Weil wir nicht viel bezahlen konnten und die Besitzerin eine Schwäche für Künstler hatte, liess sie Kinski bei uns wohnen. Ich war damals dreizehn und hörte jede Nacht, wie er in seiner Tobsucht gegen die Wände schlug. Einmal hat er sich zwei Tage lang im Badezimmer eingeschlossen und alles, was in diesem Zimmer war, kurz und klein geschlagen.

**Erzählen Sie Ihren Filmkollegen im schillernden Los Angeles manchmal von Ihrer Herkunft, von Kinski und den Alpen?**

Aber ja, vor allem von Letzterem.

**Sind die Leute dann überrascht, dass Sie aus einer ganz anderen Welt kommen?**

Im Gegenteil. Sie verstehen dadurch besser, warum ich so anders bin als sie.

**Wie sind Sie denn?**

Einfacher. Zurückhaltender. Genügsamer wohl auch.

**Woran zeigt sich das?**

Ich will nicht so tun, als führte ich ein bescheidenes Leben. Auch ich habe ein schönes Haus in Kalifornien. Aber ich bin nicht so sehr auf Luxus angewiesen. Ich besitze nur einen Anzug, den ich seit mehr als 25 Jahren trage. Auch meine Schuhe sind seit fünf Jahren dieselben. Schauen Sie nur! (*Krempelt ein Hosenbein hoch*) Sie fallen allmählich auseinander, ich werde mir also bald neue kaufen müssen. Ein anstrengender Gedanke. Ich empfinde es als Last, mich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Ich habe nicht mal ein Handy.

**Gehen Sie mit diesen Schuhen noch auf Partys?**

Ich gehe nie auf Partys, aber ich lade gerne Leute zu mir nach Hause ein.

**Lieber die grosse Runde oder den kleinen Kreis?**

Nicht mehr als fünf oder sechs Personen, gerade so, dass man bequem an einem Tisch sitzen und sich unterhalten kann. Ein gutes Steak, ein guter Wein, kein Smalltalk, sondern ein echtes Gespräch – das ist mir am liebsten. Bei solchen Gelegenheiten fallen die Unterhaltungen dann manchmal auf



«Verkettung von Zufällen»: Kinski (l.), Herzog.



«Wo es weh tut»: «Lessons of Darkness», 1992.

meine Herkunft. Eigenartig ist dann immer, dass jeder meiner Freunde in Amerika glaubt, ich sei traumatisiert durch den Krieg und all das. Dabei hatten meine Brüder und ich die beste Kindheit, die man sich nur vorstellen kann. Wir hatten die ganze Landschaft für uns, konnten jeden Tag auf Berge klettern oder vergnügten uns mit Fallschirmspringen. Und wenn wir selbstgebastelte Kanonen oder Waffen bauten, waren nicht mal Väter da, um es uns zu verbieten.

**Wann haben Sie zum ersten Mal in Ihrem Leben einen Film gesehen?**

Da war ich zwölf. In der Schule brachte der Lehrer eines Morgens einen alten Projektor und zwei Dokumentarfilme mit ins Klassen-

---

**«Ich gehe nie auf Partys, aber ich lade gerne Leute zu mir nach Hause ein.»**

---

zimmer. Der eine handelte von Eskimos, die ein Iglu bauten, wobei mir als Junge vom Land schnell auffiel, dass sie sich dabei nicht besonders geschickt anstellten. Der andere handelte von einem Pygmäenvolk in Kamerun, das eine Brücke aus Lianen über einen Fluss im Urwald baute.

**Das klingt nach Filmen, die auch von Ihnen stammen könnten.**

Sie waren leider viel zu didaktisch. So etwas sehen Sie bei mir nicht.

**Wodurch wurde also Ihre Begeisterung für das Kino geweckt?**

Die «Zorro»- oder «Dr. Fu Manchu»-Filme – die haben mich als Jugendlichen begeistert. Auch die «Tarzan»-Filme habe ich



«Schlichtweg erforderlich»: «Fitzcarraldo», 1982.

geliebt. Nachdem meine Familie wieder nach München gezogen war, ging ich bald sehr regelmässig ins Kino. Ich hatte jedes Mal Herzasen. Als ich vierzehn war, las ich in einem Lexikon, was ein Regisseur ist. Von diesem Augenblick an wusste ich, dass ich selbst Filmregisseur werden musste.

**Stimmt es, dass Sie als junger Mann in einem Stahlwerk arbeiteten, um Ihre ersten Filme zu finanzieren?**

Ja, als Schweisser. Ich war Anfang zwanzig und der Armut ziemlich nahe. Meine Altersgenossen machten bereits ihre ersten Universitätsabschlüsse. Manche bauten sogar schon Häuser und machten Karriere, während ich mit schlechtbezahlten Aushilfsjobs darum rang, Filme drehen zu können.

**Ihr erster Kurzfilm, «Herakles», war eine zehnminütige Collage aus Kriegs- und Katastrophenbildern sowie Bodybuilder-Aufnahmen, verknüpft durch Texteinblendungen über die sagenhaften zwölf Anstrengungen des Herkules.**

Wahrlich kein Stoff zum Geldscheffeln. Aber ich fühlte mich trotzdem als reicher Mann, weil ich das machen konnte, was mich am meisten faszinierte. Man hätte mich schon damals für jeden anderen Job mit Geld zuschütten können – es hätte mich nicht interessiert.

**Von Hemingway stammt der Satz: «Wer über das Leben schreiben will, der muss es mindestens einmal erlebt haben.» Haben Ihre Aushilfsjobs Sie auch als Autor und Filmemacher bereichert?**

Ein Fehler, den viele Filmstudenten ja gerne machen: Sie schauen wahnsinnig viele Filme, lesen alles darüber. Sie studieren das



C. Bale (l.) im Herzog-Film «Rescue Dawn», 2007.



«Manchmal entsteht Poesie»: Herzog, 1976.

Kino, aber nicht das Leben, und schliesslich wundern sie sich, weshalb ihre Filme keine Seele haben. Hemingway hatte ganz recht. Jeder Schriftsteller oder Filmemacher sollte einmal als Taxifahrer gearbeitet haben oder in einem Schlachthaus oder als Türsteher in einem Sexklub. Hauptsache, raus aus der eigenen Komfortzone, dahin, wo es stinkt und weh tut. Wo nichts mehr mit Kino zu tun hat.

#### Hat Geld etwas Lähmendes?

Jeder Komfort hat auch seine Kehrseite: Geld erweitert nicht nur die Möglichkeiten, es macht einen auch träge, einfallslos und dumm. Entscheidend ist immer die Kreativität. Bist du in der Lage, eine Geschichte zu erfinden, die wirklich gut ist? Findest du die Mittel und Wege, andere von der Grossartigkeit dieser Geschichte zu überzeugen? Kein Geld zu haben, darf nie eine Entschuldigung sein. Wer eine grossartige Idee für einen Film hat, aber keinen Weg findet, diesen Film zu finanzieren, der würde am Ende wahrscheinlich auch einen miserablen Film drehen.

#### Glauben Sie das wirklich?

Unbedingt. Bei der Hälfte meiner Filme wusste ich noch während des Drehs nicht, woher ich das Geld nehmen sollte, um das Projekt auch zu Ende zu bringen. Aber irgendwie, und manchmal auf sehr abseitigen Wegen, hat es immer geklappt. Viele denken, die Geldbeschaffung sei ein wirtschaftlicher Randaspekt des Filmemachens. Ich sage, es gehört essenziell zum Filmemachen dazu.

Sie sollen Ihre ersten Filme mit einer gestohlenen Kamera gedreht haben.

Das Deutsche Institut für Film und Fernsehen hatte Dutzende Geräte, wollte mir aber nie eine Kamera leihen, weil man in einem Anfänger wie mir keine Zukunft sah. Also war ich gezwungen, sie zu entwenden.

Jean-Luc Godard hat einmal gesagt, er brauche nicht mehr als eine Kamera, ein Apartment und eine schöne Frau für einen Film. Was brauchen Sie?

Ich brauche eine Kamera und einen Ort, den noch kein anderer Mensch kennt.

Sie haben Dokumentarfilme in der halben Welt gedreht, über Aeronauten im Regenwald von Guyana, über Todeskandidaten in Texas, über Höhlenmalereien in Südfrankreich und über Aussteiger, die unter Grizzlybären in der Wildnis von Alaska leben.

In der heutigen Zeit müssen Künstler Archäologen sein. Wer schreibt oder Filme dreht, hat die Pflicht, immer wieder neue Orte auszugraben, unbekannte Bilder zu entdecken, die alles Bekannte in Frage stellen.

Erzählen fremde Orte und Menschen mehr über uns als das Leben vor unserer Haustür?

Davon bin ich überzeugt, denn sie halten uns einen Spiegel vor, in den wir in unserer alltäglichen Umgebung niemals schauen würden.

Schauen Sie gerne in den Spiegel?

Nein. So gerne ich mich mit anderen Menschen und deren Geschichten beschäftige, so ungern beschäftige ich mich mit mir selbst. Ich vermeide es, in den Spiegel zu schauen, sowohl im metaphorischen als auch im ganz wörtlichen Sinne. Beim Rasieren kann man kaum darauf verzichten, aber wenn Sie mich fragen, welche Farbe meine Augen haben, dann kann ich Ihnen keine Antwort geben. Ich müsste in meinem Pass nachsehen.

Ihren Film «La Soufrière» drehten Sie am Rande eines vor dem Ausbruch stehenden Vulkans, für «Lektionen in Finsternis» wagen Sie sich zwischen die brennenden Ölquellen Kuwaits. Können Sie mit der Beschreibung «Abenteurer» etwas anfangen?

Dieser Ruf haftet mir an, aber ich verstehe nicht, warum. Unbestritten bin ich bei einigen Filmarbeiten in brenzlige Situationen geraten. Aber nicht um des Abenteurers wegen, sondern weil diese Filme es erforderten.

Ist der Akt des Filmemachens vor allem ein physischer?

Ich vertrete die Ansicht, dass Filme nicht aus Gedanken, sondern aus den Knien kommen. Wer erzählen will, wie es sich anfühlt, blutige Schweinehälften zu schleppen oder durch Sümpfe zu waten, der sollte genau dies schon mal erlebt haben. Es kommt ja nicht von ungefähr, dass Filmemacher in der Regel athletischere Typen sind als Maler oder Schriftsteller. Vor allem die wirklich guten.

Einen Woody Allen zählen Sie dann eher nicht dazu?

Es ist nicht unbedingt die Art von Kino, die mich interessiert.

Ihre Filme werfen einen ebenso dokumentarischen wie poetischen Blick auf die Welt. Liegt dies an Ihrer literarischen Prägung?

Diese hat jedenfalls dazu beigetragen, dass ich mich stets als Erzähler begreife. Manchmal entsteht dadurch Poesie.

Die Grenzen zwischen den Genres scheinen bei Ihnen immer wieder zu verschwimmen. Unterscheiden Sie überhaupt zwischen Dokumentarfilmen und Spielfilmen?

Davon habe ich nie etwas gehalten. Bei den meisten meiner Filme ist diese Grenze marginal. Ich habe Kinofilme wie «Fitzcarraldo» ge-

---

«Ich vertrete die Ansicht, dass Filme nicht aus Gedanken, sondern aus den Knien kommen.»

---

dreht, bei dem meine Methode weitgehend dokumentarisch war, da keiner von uns wusste, wie es ausgeht, wenn man versucht, einen tonnenschweren Flussschiff über einen Berg zu ziehen. Niemand hatte je so etwas gemacht, also konnten wir kaum damit rechnen, dass es gelingen würde. Der Spielfilm entwickelte sich also ganz aus sich selbst heraus, mit jeder Szene ein Stückchen vorwärts, wie bei einer Dokumentation. Umgekehrt habe ich Dokumentarfilme gedreht, die zwar auf Zuschauer wie klassische Dokumentationen wirken, aber in jeder Einstellung erfunden und inszeniert waren wie ein Spielfilm.

Die meisten Dokumentarfilmer verfolgen den Anspruch, Wahrheit zu konstituieren und die Welt so abzubilden, wie sie ist.

Schon in diesem Anspruch liegt ein Widerspruch. Wenn ich die Welt so zeige, wie sie ist, oberflächlich also, dann stosse ich nie zu inneren Wahrheiten vor. Es gibt freilich keine Formel für Wahrheit, schon gar nicht im Kino. Ist etwas weniger wahr, sobald ich es inszeniere? Oder bin ich womöglich in der Lage, gerade durch die Inszenierung eine viel tiefere, ekstatische Wahrheit sichtbar zu machen? Ich habe Dokumentationen gedreht, in denen fast jedes Detail erfunden ist und die genau deshalb viel mehr Wahrheit enthalten als viele andere, die sich buchhalterisch an Objektivismus klammern.

Was macht Sie da so sicher?

Sie können meine Filme in Moskau, in Uganda oder in Santiago de Chile zeigen – jeder Mensch wird sie verstehen.

---

Werner Herzog Stipetic wurde 1942 in München geboren. Er studierte Germanistik, Geschichte und Theaterwissenschaft und gründete im Alter von zwanzig Jahren seine eigene Produktionsfirma. Für seinen ersten Spielfilm, «Lebenszeichen» (1968), erhielt Herzog den Deutschen Filmpreis und den Silbernen Bären der Internationalen Filmfestspiele Berlin. «Aguirre, der Zorn Gottes» (1972), «Nosferatu – Phantom der Nacht» (1979) und «Fitzcarraldo» (1982) begründeten seinen Ruf als aussergewöhnlicher Autorenfilmer. Werner Herzog ist verheiratet und lebt in Los Angeles und München.

## Art Déco und Wein

Vasen von Star-Architekt Botta; Österreicher in der Schweiz; Regisseur Rolf Lyssy wird achtzig. Von Hildegard Schwaninger



«Archaisches Handwerk»: Unternehmer Denz, Architekt Botta.

Er ist einer der erfolgreichsten Schweizer, einer, der sich nicht ins Rampenlicht drängt. Er soll zu den 300 reichsten Menschen Helvetiens zählen, doch die Öffentlichkeit kennt ihn kaum. **Silvio Denz**, der Unternehmer, dem die Firma Lalique gehört sowie ein Weingut in Italien und der sein Geld mit Immobilien in London macht, der Stadt, in der er zurzeit auch lebt.

Silvio Denz stand, ein Glas Weisswein in der Hand, am Eingang der Lalique-Boutique in Zürich und begrüßte jeden Gast persönlich. Ein jugenhaft wirkender Mann im schmal geschnittenen blauen Anzug. Er lud zur Vernissage, es gab etwas zu feiern. **Mario Botta**, der Meisterarchitekt aus Mendrisio, hat für Lalique eine Vasenkollektion entworfen. Sie heisst «Géo» und wurde zusammen mit der



«Beste Lebensschule»: Sportlerin Fenninger.

neuen Frühjahr/Sommer-Kollektion 2016 «Anemone» präsentiert. Kunstwerke von Mario Botta, Stücke in kleinster Auflage, die teuerste Vase kostet 49 500 Franken.

Mario Botta selber war da, begleitet von seiner Frau. Auf Französisch erzählte er, wie es zu der Zusammenarbeit mit Silvio Denz kam. Natürlich entstand die Idee bei einem Glas Wein auf Silvio Denz' Besitztum Château Cap de Faugères. Botta erklärte, wie in der weltbekannten Kristallmanufaktur Lalique in Wingen-sur-Moder im Elsass auf offenem Feuer die Kunstwerke geformt werden, «ein archaisches Handwerk».

Die Villa René Lalique, das zeitweilige Wohnhaus des Art-Déco-Künstlers in Wingen-sur-Moder, ist auch im Besitz von Silvio Denz. Im September 2015 wurde das prachtvolle Haus als Hotel eröffnet. Mario Botta baute das Restaurant und den Weinkeller. Beides Kunstwerke. Botta gelang es, das Restaurant in perfekter Harmonie zum Umfeld zu gestalten. Säulen aus Vogesen-Sandstein, grosse Glasfronten ins Grüne und ein begrüntes Dach. Das Hotel hat sechs Suiten, alle mit Lalique-Möbeln ausgestattet. Zu feiern gab es an dieser Vernissage auch, dass der Koch der «Villa René Lalique», **Jean-Georges Klein**, soeben mit zwei Michelin-Sternen ausgezeichnet worden ist.

Weltweit gibt es 31 Lalique-Boutiquen (von Cannes bis Usbekistan, von Bangalore bis

Casablanca), sie alle gehören dem aus Basel stammenden Silvio Denz.

Gereicht wurde Wein von Silvio Denz' Weingut. **Peter Riegger** (Weinkeller Riegger) war unter den Gästen (mit Hund), **Frank Ebinger** (Casa del Vino), **Wilhelm Luxem**, Direktor «Baur au Lac», **Julia Schneeberger**, Hotel «Alpin Spa Tuxerhof» in Tirol.

Was haben Nestlé-Präsident **Peter Brabeck-Letmathe**, Dirigent **Franz Welser-Möst**, Ökonom **Fredmund Malik** und die Diplomatin **Ursula Plassnik** gemeinsam? Sie sind in der Schweiz lebende (oder, im Fall Welser-Möst, einst hier lebende) Österreicher, die öffentlich darüber nachdenken, wie man ihr Land verbessern könnte. Die *Salzburger Nachrichten*, die sich dem kritischen Journalismus verschrieben haben, herrschende Zustände aber nicht nur kritisieren, sondern auch Verbesserungsvorschläge einbringen wollen, liessen «66 Persönlichkeiten wider den politischen Stillstand in Österreich» schreiben. Unter dem Titel «Aufbruch» machen sie konkrete Vorschläge. **Anna Fenninger** plädiert für «Sport als die beste Lebensschule», **Marcel Hirscher** für «Besinnung und mehr Hinsehen», der Unternehmer **Alexander Pappas** (Mercedes) für «mehr Mut», Burgtheater-Direktorin **Karin Bergmann** für «Sagen, was Sache ist», und Festspiele-Präsidentin **Helga Rabl-Stadler** erinnert an die Worte von **John F. Kennedy**, die aktueller sind denn je: «Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern, was du für dein Land tun kannst.»



Jazz am Donnerstag: Regisseur Lyssy.

Regisseur **Rolf Lyssy**, der mit «Die Schweizermacher» vor fast vierzig Jahren den Film schuf, der ihn zu einer Ikone der Schweizer Filmkunst machte, wird achtzig. Anlass für einen Beitrag in «Glanz & Gloria», für den eine Videojournalistin sogar im «Eden au Lac» aufkreuzte, wo Lyssy jeden Donnerstagabend (ausser heute, da Sportferien) mit seiner Jazzband Schlagzeug spielt. Am 25. Februar spielt er auch nicht. Da wird der Geburtstag gross gefeiert – mit einer Party in der «Commihalle».

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Sonderform des Juckens

Im ersten Teil erzählten die Psychiaterin Annette Rausch, 57, und der Tiefenpsychologe Gary Bruno Schmid, 69, von den Anfängen einer geheimen Beziehung. Hier sagen sie, wie daraus Liebe wurde.



«Eine Art Thermometer»: Paar Schmid-Rausch.

**Gary:** Im Prinzip sind die Liebe und die Ehe chronisch suizidal, für manche Leute eine Qual, eine Art Schmerz oder besser noch eine Sonderform des Juckens, das umso schlimmer wird, je mehr und je kräftiger man kratzt. Wie der Tod ist die Liebe unvermeidlich, unwiderruflich, unersättlich, unerbittlich und grenzenlos.

**Annette:** Gary ist ganz anders als ich, doch seltsamerweise verstehen wir uns immer wieder perfekt. Wohlwollen und Respekt gegenüber sich selbst und den anderen fördern die Liebe, während mangelndes Selbstvertrauen ebenso wie Hochmut und Arroganz eher zu Misstrauen und Vorwürfen führen, die es verhindern, sich – so, wie man ist – beim anderen geborgen zu fühlen.

**Gary:** Wie sie riecht und dass sie meine persönlichen Werte schätzt und diese zusammen mit mir auf ihre eigene Art und Weise weiterentwickelt, begeistert mich bis heute. Annette und ich hätten uns aufgrund der Kriterien eines Partnerschaftsfragebogens nie gefunden.

**Annette:** Auf einmal war sie da, unsere Liebe. Ich habe Gary gefunden, ohne ihn gesucht zu haben. Das finde ich schön. Unsere Hochzeit fand an Giordano Brunos Todestag, dem 17. Februar 2015, auf dem Standesamt in Herrliberg

statt. Der im Jahre 1548 geborene ketzerische Freidenker starb 1600 auf dem Scheiterhaufen auf dem Campo Dei Fiori in Rom. Von ihm ist das Zitat: «In heroischen Dingen zu scheitern, ist besser, als in Nebensächlichkeiten einen Triumph zu erzielen.»

**Gary:** Ich stelle mir vor, dass Annette, als sie meinen Heiratsantrag per SMS bekommen hat, sich wie Giordano bei seinem Todesurteil fühlte: «Mit grösserer Furcht verkündet ihr vielleicht das Urteil gegen mich, als ich es entgegennehme.» Das Fest stand unter dem Motto «Giordano-Bruno-Geheimfest» und wurde acht Monate später im «Dolder Grand»-Hotel mit über achtzig lieben Freunden gefeiert. Für Annette war dies die zweite, für mich die dritte Heirat, so dass wir nicht nochmals Kopfkissenbezüge und «Herzlichen Glückwunsch bis zur nächsten Scheidung»-Karten in Empfang nehmen wollten. Deshalb wusste bis auf unsere zwei Trauzeugen niemand, worum es beim Fest eigentlich ging – nicht einmal meine zwei erwachsenen Töchter. Erst nach dem Apéro lüfteten wir das Geheimnis mit einem von mir im Eiltempo zusammengebastelten, gewagten *wedding*-Rap.

**Annette:** Oftmals wurden wir gefragt, was es mit dem Fest auf sich habe und ob wir heiraten würden. Wir bewahrten Stillschweigen. Beim Fest selbst baten wir unsere Gäste zunächst, in einem Gästebuch ihre Vermutungen einzutragen, was es mit dem Motto auf sich habe. Am Ende des Apéros zeigten wir einen Film von der Hochzeit – alle klatschten. Garys Töchter hatten ein Überraschungstheater für ihren Vater vorbereitet, und die Freunde aus der Hypnosegesellschaft führten unvermutet einen futuristischen Sketch auf. Spontan wurde ich in beide Stücke liebevoll eingebaut.

**Gary:** Für mich ist die Liebe reinste Wonne und die Ehe eine Art Thermometer, mit dem diese Wonne gemessen werden kann. Mit Annette wuchs die Liebe langsam aus einem Traum, der Sex ist bis heute immer noch toll, und ich glaube, dass ich sie immer noch nicht wirklich kenne. Trotzdem haben wir geheiratet. Wahrscheinlich erlebe ich mit ihr eine chronische *folie à deux*.

Protokoll: Franziska K. Müller

## Innerschweiz

Von Andreas Thiel — Die Regulierungsbehörde bittet um korrektes Abstimmen.

**Simonetta:** Und wie lebt es sich nach Island und Indien in der Innerschweiz?

**Andreas:** Die Innerschweiz ist irgendwie wie Island und Indien gleichzeitig.

**Simonetta:** Was gefällt dir an der Innerschweiz am besten?

**Andreas:** Hier gibt es am Kiosk keine *Weltwoche*.

**Simonetta:** Wieso nicht?

**Andreas:** Alle haben sie abonniert.

**Simonetta:** Deswegen bist du in die Innerschweiz gezogen?

**Andreas:** Mir gefällt das Abstimmungsverhalten der Innerschweizer.

**Simonetta:** Mir gefällt es gar nicht.

**Andreas:** Du scheinst überhaupt ein Problem mit Abstimmungen zu haben.

**Simonetta:** Nicht die Abstimmung ist das Problem, sondern das Abstimmungsverhalten der Stimmbürger.

**Andreas:** Das hatten wir letzte Woche schon.

**Simonetta:** Wie stimmst du am 28. Februar?

**Andreas:** Das weiss ich noch nicht.

**Simonetta:** Du hast dir noch keine Meinung gebildet?

**Andreas:** Doch, aber meine Frau hat eine andere.

**Simonetta:** Und das beeinflusst dein Abstimmungsverhalten?

**Andreas:** Damit wir unsere Stimmen nicht gegenseitig aufheben, spielen wir «Schere, Stein, Papier». Wer gewinnt, darf beide Stimmzettel ausfüllen.

**Simonetta:** Als Regierungsmitglied kann ich ein solches Abstimmungsverhalten nicht gutheissen.

**Andreas:** Warum nennst du dich «Regierungsmitglied»? «Regulierungsmitglied» würde besser passen.

**Simonetta:** Du willst bloss von deinem verantwortungslosen Abstimmungsverhalten ablenken.

**Andreas:** Mein Abstimmungsverhalten ist vorbildlich. Würdet ihr in Bundesrat und Parlament eure Entscheide ebenfalls nach dem Prinzip «Schere, Stein, Papier» fällen, würdet ihr den Volkswillen vermutlich eher treffen als mit eurer jetzigen Politik.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Wein

# Am Fuss der Himmelsleiter

Von Peter Rüedi



Das Priorat, die Appellation im Osten Spaniens (grob gesagt, im Landesinnern nordwestlich von Tarragona und unweit der auch nicht viel bekannteren DO-Bereiche Tarragona und Terra Alta – so viel Geografie muss sein bei einer Terra incognita), ist das kleine Weinland (insgesamt 1850 Hektaren) um die ehemalige Kartäuser-Abtei Scala Dei. Hohe Lage (bis 1000 m. ü. M.), karge Erde, felsige Unterböden aus Schiefer und Glimmer, kontinentales Klima, im Sommer mit grossen Temperaturstürzen vom Tag zur Nacht. Die Weine sind danach: konzentriert und dicht, mineralisch, reich an Tanninen, mengenmässig gering im Ertrag. Eigenwillig. Das gibt in der Regie von Genossenschaften charakteristische Bauernweine und in derjenigen von Könnern solche, die mit nichts zu vergleichen sind an diesem und am andern Ende der Himmelsleiter. Das belgische Ehepaar Michel und Christine Vanhoutte holte sich als Berater für sein 30 Hektaren umfassendes Weingut Mas Alta bei La Vilella Alta den französischen Önologen Philippe Cambie, der sich im Châteauneuf einen grossen Namen gemacht hat. Das ist dem Mas Alta Els Pics aus 60 Prozent Garnacha (Grenache) und 25 Prozent Cariñena (Carignan) plus ein paar Spritzern Syrah und Cabernet Sauvignon zwar anzumerken. Aber Cambie hat keineswegs einen Châteauneuf-Klon im Sinn. Dieser Wein (der Basiswein von Mas Alta) ist von einer bewundernswerten, störrischen Eigenwilligkeit (was nicht heissen soll, dass er spröde oder unzugänglich wäre). Er ist gleichzeitig reich an Tanninen und mineralischer Würze (Schiefer) und imposant durch seine Frucht (dunkle Beeren), kurz: ein komplexes, tolles Ganzes, frisch und mächtig und ein Beispiel dafür, dass Alkohol beim Wein eine relative Grösse ist: Die 15 Prozent steckt der Els Pics weg wie nichts. Einziges Handicap: Er kostet einen Pappenstiel, und der allmächtige Vorkoster Parker hat ihn mit 95/100 ausgezeichnet. Was heisst, dass sich die punktegeilen Lemminge subito auf diesen Wein stürzen werden. *So take your money and run!*

Bodegas Mas Alta: Els Pics Priorat DO. 15%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 22.–. [www.peterkuhnweine.ch](http://www.peterkuhnweine.ch)

## Zu Tisch

# Wohlfühlküche

Der junge Anton Schmaus hat in der schmucken Regensburger Altstadt ein Kleinod von Restaurant geschaffen. Von David Schnapp



Weiteressen: Küchenchef Schmaus' bodenständige Dinge.

Das Gastgewerbe ist, wie einige andere Gewerbe auch, herausfordernd. Der Gesetzgeber amtet – in Deutschland ebenso wie in der Schweiz – überstreng, die Gäste entwickeln zuweilen schon gegen das Neurotische tendierende Ansprüche, und die Arbeit fordert viel: handwerkliches Geschick, Konzentration, Kreativität und mehr. Wenn also aus einem guten Koch auch noch ein erfolgreicher Unternehmer wird, ist das ein Grund, näher hinzusehen.

Wir besuchen Anton Schmaus, geboren 1981 und aufgewachsen in einem Gasthaus im Bayerischen Wald, das die Eltern in dreizehnter Generation führten. Seine Wanderjahre führten Schmaus in die Schweiz (Martin Dalsass, Roland Jöhri), nach Schweden, wo er die nordische Küche kennenlernte, und nach New York, wo er im Dreisternelokal «Per Se» mit französischem Perfektionsanspruch in Kombination mit amerikanischem Drill konfrontiert wurde.

### Weniger Gänge, grössere Portionen

Nun hat Schmaus im kleinen, feinen Regensburg – zusammen mit seiner Frau Anna, einer Schwedin – ein schmuckes Restaurant geschaffen: Es strahlt nordische Eleganz aus, ist multifunktional und modern. Man sitzt im fünften Stock, der Blick geht über die Altstadt und den gotischen Dom, und auf dem Tisch liegt ein gut abgeschmecktes Rindertatar, gebettet auf Chawanmushi, dem japanischen Eierstich, da-



zu Buchenpilze und auf der anderen Seite eine tiefe Ochsenchwanzbouillon mit Brioche, flüssigem Eigelb und Périgord-Trüffeln. Das ist hervorragende Wohlfühlküche – klassisch und weltgewandt zugleich – und Nahrung für die Seele. Mit oft kleinen Eingriffen gelingt es Schmaus, bodenständige Dinge besonders zu machen. Ein Broccolipüree ist mit Limettenblättern gewürzt, zur Bresse-Poularde gibt es eingelegte Pflaumen (Umeboshi), Kokosraspel und eine Hoisin-Sauce, deren Kraft und leichte Süsse gut zur Kombination aus Geflügel und Gemüse passt.

Anton Schmaus hat als Koch, der ein kleines Unternehmen erfolgreich führt, einen recht einfachen, aber überzeugenden Grundsatz: Seine Gerichte sollen schmecken. So gut, dass man immer weiteressen will. Das sei die Art, wie er selber gerne esse, sagt der 34-Jährige. Die Menüs im «Storstad» umfassen fünf Gänge und keine zehn oder zwölf. Dafür sind die Portionen etwas grösser, so dass man länger Freude hat an etwas, was man gerne isst. Wenn man es so betrachtet, ist das Gastgewerbe wieder ein recht einfaches Gewerbe.

Restaurant Storstad, Watmarkt 5, 93047 Regensburg  
Tel. +49 941 5999 3000  
Sonntags und montags geschlossen  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasflet.ch](http://www.dasflet.ch)





Auto

## Eckig wird rund

Der Mercedes GLC präsentiert sich in neuer Form. Da kommt ein wenig Wehmut auf. *Von David Schnapp*

Eines der ersten Autos, die ich zum Zwecke der Berichterstattung fahren durfte, war ein Mercedes GLK, der 2008 auf den europäischen Markt kam. In der eher gleichförmigen Klasse der aufkommenden kompakten SUVs fiel der GLK durch seine kantige Form auf. Er war der Charakterdarsteller in einer Szene, die von vielen Nebendarstellern geprägt war, deren Namen man sich kaum merken konnte. Ein wenig Wehmut war deshalb dabei, als ich kürz-

lich den Schlüssel für den Mercedes GLC entgegennahm. Der kompakte SUV ist der legitime Nachfolger des GLK, und die Presseabteilung des Automobilherstellers schreibt dazu: «Der Paradigmenwechsel in Sachen Design hat nicht nur Auswirkungen auf das äussere Erscheinungsbild. Auch im Innenraum bringt der Modellwechsel den GLC deutlich voran. Die neue Formensprache verbindet sinnliche Klarheit mit dynamischer Sportlichkeit und ist eine neue Interpretation von modernem Luxus. Zudem empfängt die Insassen samt Gepäck ein deutlich gewachsenes Raumangebot.»

Auch ohne den Werbeschwurbel wirkt der GLC tatsächlich harmonisch und grosszügig im Inneren. Und wenn man etwas Geld in zusätzliche Ausstattung zu investieren bereit ist, lässt sich aus dem gutgeschnittenen Wagen ein ziemlich luxuriöses Reisegefährt machen; mit Abstandstempomat, Head-up-Display (Projektion von wichtigen Fahr- und Navigationsinformationen an die Frontscheibe), einer feinen Stereoanlage von Burmester und so weiter.

Das hat alles seinen Preis, aber schliesslich fährt man ja auch Mercedes.

Allerdings gibt es Dinge, die Fragen aufwerfen: Die Bedienung des Entertainment- und Navigationssystems folgt nicht konsequent den Gesetzen der Logik, weil man nie genau weiss, wo welche Unterfunktion zu finden ist. Und warum Positionsdaten an die Frontscheibe projiziert werden, wenn das Navi gar nicht benutzt wird? Man weiss es nicht.

### Sanft schaukelt das Boot

Aber abgesehen davon fiel der GLC auf der Strasse durch ein betont komfortabel ausgelegtes Fahrwerk auf. Das Ergebnis einer Technologie, die «Air Body Control» genannt wird: ein Mehrkammern-Luftfederungssystem mit stufenloser Dämpfungsregelung. Vor allem in der Einstellung «Comfort» schaukelte der GLC sanft in die Kurven und erinnerte ein wenig an den Bootsausflug auf einem Schweizer See bei normalen Windverhältnissen. Angetrieben wurde der GLC über alle vier Räder mit einem 2,1-Liter-Turbodiesel mit 204 PS und 500 Nm, dazu kommt die 9-Gang-Automatik: Fortbewegung mit kultivierter, sparsamer Kraft.

Auch wenn mir der Abschied vom GLK nicht ganz leicht fiel, ich war gerne mit seinem Nachfolger unterwegs. Der GLC ist auf jeden Fall das bessere Fahrzeug: luxuriös, geräumig, rund statt eckig.

#### Mercedes GLC 250d 4Matic

Leistung: 204 PS/150 kW,  
Hubraum: 2143 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 223 km/h  
Preis:  
Fr. 52 401.-;  
Testwagen:  
Fr. 91 499.-





«Das will ich auch»: Kabarettist, Schauspieler und Autor Schlatter, 54.

MvH trifft

## Beat Schlatter

Von Mark van Huissing — Wie der erfolgreiche Schauspieler von der Gegenkultur zum Mainstream kam.

**H**ast du eigentlich mal einen normalen Job gehabt oder immer als Schauspieler gearbeitet?» – «Ich komme nicht aus einer Familie, in der Kunst gemacht wurde. Ich musste eine Lehre machen als Innendekorateur. Ich hab damals in einer Punkband gespielt, Lili-put hiess die, eine Frauenband, die sehr erfolgreich war [er spielte Schlagzeug]. Und wenn wir Auftritte hatten, in Düsseldorf oder Köln, musste ich mich krankmelden im Geschäft, wir waren nur zu zweit, der Lehrmeister und ich, das war ein schwieriges Verhältnis. Aber ich habe keinen Tag auf dem Beruf gearbeitet.» – «Und heute wirst du als Volksschauspieler beschrieben, trittst in Rollen von Arbeitern oder kleinen Leuten auf und bringst ein Lebensgefühl auf den Punkt, das du nie gekannt hast...» – «Stimmt, ins Leben eines Polizisten zum Beispiel musste ich hineinschlüpfen wie ein Polizist in seine Uniform, ich kannte es bis da nur von aussen [seit einiger

Zeit führt er «Polizeiruf 117» auf, eine Theater-Komödie, in der er einen Polizisten spielt]. Noch zum Volksschauspieler: Wenn man eine Komödie mit einem Drama vergleicht, wird das Drama immer höher eingeschätzt. Dabei ist eine Komödie viel schwieriger zum Schreiben, es ist eigentlich die Königsdisziplin. Beim Drama sind sich alle relativ einig, was dramatisch ist. Aber beim Humor sind die Geschmäcker verschieden. Drum weiss ich nie genau, ob «Volksschauspieler» leicht abschätzig ist oder ein Kompliment; aus meiner Perspektive ist es positiv.»

Beat Schlatter, 54, ist ein Schweizer Kabarettist, Schauspieler und Drehbuchautor. Zu seinen grössten Erfolgen gehören die Filme «Katzendiebe» (1996) und «Komiker» (2000), in denen er Hauptrollen spielte und an deren Drehbüchern er mitschrieb. In der Serie «Lüthi und Blanc» des Schweizer Fernsehens spielte er während sieben Jahren den Strassenwischer

mit Namen Willi. Als junger Mann war er Schlagzeuger in Punkbands oder reiste mit Stephan Eicher für ein Strassenmusikprojekt durch Europa. Heute interessiert er sich auch fürs Jassen – er ist eine Stimme eines Jass-Computers – und Schwingen, er spielte im Dokumentarfilm «Hoselupf». Er ist zudem ein Fan des Fussballclubs Zürich (FCZ), der sich auf dem letzten Tabellenplatz befand, als dieses Gespräch stattfand. Schlatter ist verheiratet, kinderlos und lebt in Zürich.

«Deine Laufbahn wirkt für Aussenstehende gradlinig – hast du einen Plan gehabt?» – «Nein, ich habe die Karriere nicht geplant. Aber als ich das erste Mal an einem Konzert war – Rumpelstilz sind ins Dorf gekommen [er wuchs in Rüschlikon auf] –, hat mich das fasziniert, die Band und das Lebensgefühl, das ich hinter den Rockmusikern vermutet hab. Und ich hab genau gewusst: Das will ich auch. Was die Schauspielerei anbelangt, war es eigentlich gleich – ich hab als Bub Ruedi Walter gesehen, als er bei uns auftrat, und was da passiert ist auf der Bühne, hat mich fasziniert.» – «Du kommst im Grunde aus der Gegenkultur, warst Teil der Jugendbewegung der 1980er Jahre, hast im AJZ verkehrt...» – «Also im AJZ bin ich mehr aufgetreten.» – «... in der Zwischenzeit sind allein in der *Schweizer Illustrierten* mehr als 150 Artikel über dich erschienen.» – «Ist das viel?» – «Sehr viel. Aber meine Frage: Ist's dir wohl im Mainstream?» – «Wenn die *SI* drei Seiten macht über den «Polizeiruf», dann sind das vielleicht ein paar tausend Leute, die [deshalb] ins Theater kommen. Aber die *SI* macht nur drei Seiten, wenn ich ein Weihnachtessen für die Schauspieler koche... Das sind die Spielregeln.» – «Bist du politisch auch im aktuellen Mainstream angekommen, also bürgerlich und rechts der Mitte?» – «Wenn mich ein politisches Thema nicht interessiert oder ich zu faul bin, mich einzulesen, stimme ich in der Regel, was die SP empfiehlt.»

«Seit du angegriffen wurdest [ein atkenkundiger, psychisch kranker Schläger verletzte ihn vor einem Jahr schwer], sprichst du gut über die Polizei. Ich mein' das nicht zynisch, aber es gibt diesen Spruch: Ein Konservativer ist ein ehemaliger Linker, nachdem er überfallen wurde...» – «Nein, das trifft nicht zu auf mich. Aber ich hab heut eine andere Einsicht in die Polizei – ein Teil des Publikums des «Polizeirufs» besteht aus Polizisten, dadurch hab ich viele Polizisten kennengelernt. Ich find' tatsächlich, dass wir eine gute Polizei haben, sie ist nicht korrupt, sie ist fair.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Wir spielen den «Polizeiruf» in anderen Kantonen [Infos: [www.polizeiruf117.ch](http://www.polizeiruf117.ch)], zum Glück. Und ich bin am Warten – wir haben zwei Hammerdrehbücher.»

**Sein liebstes Restaurant:** «S «Henrici», das isch fasch ä chli mini Familie.»  
«Café Henrici», Niederdorfstrasse 1, Zürich,  
Tel. 044 251 54 54

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15			16	
17						18								
	19													
						20			21	22				
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40						41						



**Lösungswort** — Eindringen ohne feindliche Angreifer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Zweifellos tadellos, wenn's denn wirklich so ist. 6 Der tragische Schauspieler, gemalt vom Künstler Édouard. 10 Ungehobelt ist hier nicht das Möbel sondern ein Mensch. 12 Speck, Ei, Rahm und Parmesan – basta für solch eine Pasta. 15 Mit Intriganten wird's zur intriganten Institution. 17 Die kroatische Gegend setzt auf Agrotourismus. 18 Ist die Sache dann mal so, gibt's nichts mehr zu deuteln. 19 Bei der Schalteinrichtung geht's um Power. 20 Wenn sie dahin schmilzt, ist Sparsamkeit ratsam. 23 Ist bei hirnverbrannten Aktionen angesagt. 26 Ulus schliesst sich an und macht alles wolkig. 27 Auf immer und ewig abschlägig. 28 Erst die weisse Unterlage macht ihn fahrtüchtig. 31 Sind sie besinnlich, ist einem eher nicht danach zumute. 34 Vorfahren waren sie bereits bei unseren Vorfahren und werden es auch bei unseren Nachfahren sein. 35 Schaggi, diesen mag man einfach, früher sowieso, aber auch heute. 37 Die Goldbrasse ist beliebt und bekannt, auch wenn sie so genannt wird. 38 Schmeckt nussig, das Produkt aus historischer Ölpflanze. 39 Experten-deutsch: psychoakustische Masseinheit für die subjektive Lautheit. 40 René aus Bern: unvergessen seine Jugend- und vor allem Reisebücher. 41 Das Schmuckstück bedeutet für manche Glück, andere sehen sich zum früheren Zustand zurück.

**Senkrecht** — 1 Mexikanisches Fastfood, Salsa inklusive. 2 Frostresistent, die Rebsorte, dazu: ein wirklich schöner Tropfen. 3 Auf Schliemanns Spuren zu jener antiken Stadt. 4 Kommt heraus, wenn das Zeitwort im Jetzt steht. 5 Folgt in Sachen Aktien auf über oder unter. 6 Ihr Kuss: für einen Künstler mit innerer Sperre ein Muss. 7 Schweizer wissen: Wo ein Verein ist auch ein Schriftführer. 8 Riesiges alpines Loch, transversal und horizontal. 9 Diente einst als Lichtquelle, heute für allerlei Kosmetika. 11 Sie besteht aus Faserring und Gallertkern. 13 Der Teufel steckt oft im Detail, mit ihr schafft man Abhilfe. 14 Der Ersatz für Kork ist bei Modellbauern beliebt. 16 Der Teil des Gewinns setzt Aktien voraus. 21 Die Anziehungskraft sei wie ein Sog, erzählt man sich in England. 22 Schlicht eine Zellkernteilung, sagt der Mediziner. 23 Er äussert sich in etwa wie eine Attacke. 24 Das Brennmaterial kann mit solchen Besen weggewischt werden. 25 Isis steht für eine ägyptische Göttin, die Hälfte von ihr für eine solche Gruppe. 29 Mit eingeschobenem r wird es zu 25 senkrecht. 30 Apulien: Hafensstadt irgendwo zwischen Sporn und Absatz. 32 Horizontal gespiegelter Wandabschluss antiker Bauten. 33 Ein in den USA weit verbreitetes Bedürfnis. 36 Des bayrischen Steuer-sünders meist verwendeter Spitzname.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 454

	A	L	T	B	A	U		O		G	L	O	S	S
C	R	O	W	E		T	E	S	T		E	L	I	E
I	D	E	E	N		A	N	K	R	E	I	D	E	N
E		W	E	I	C	H	K	A	E	S	E	G	O	
L	E	I	D		T		E	R	I	T	R	E	E	R
L			A	R	Y	L		B	I	K	I	N	I	
G	E	S	E	L	L	E		M	E	N	A	S	T	
V	I	S	P		A	L	A	N		S	V	E	A	
R	I	E	S	E	N	R	A	D		E	T	O	N	
A	N	D	E	R	E	B	E	S	I	E	G	E	N	
U		E	N	T	R	E	E	U	R	N	E	R		
L	E	N	Z		O		L	A	I	E		L	O	D

**Waagrecht** — 1 ALTBAU 7 GLOSS (-e) 12 CROWE 13 TEST 16 ELIE (Eile) 17 IDEEN 18 ANKREIDEN 20 WEICHKAESE 22 GO 23 LEID 25 ERITREER 27 ARYL 29 BIKINI 30 GESELLE 33 MENAS 34 VISP 35 ALAN (Nala, aus dem Film Der König der Löwen) 37 SVEA (Mutter Svea, schwed. Nationalallegorie) 39 RIESEN-RAD 41 ETON 42 ANDERE 43 BESIEGEN 45 ENTREE 46 URNER 47 LENZ (-burg) 48 LAIE (von lat. laicus, zum Volk gehörig, gemein) 49 LOD

**Senkrecht** — 1 ARD (Zusammenschluss verschiedener dt. TV-Anstalten) 2 LOEWI 3 TWEED 4 BENI (Thurnheer) 5 UTAH 6 OSKAR 8 LEIERKASTEN 9 OLD 10 SIEGEN 11 SENORITA (span. für Fräulein) 12 CIEL (franz f. Himmel) 14 ENKEL 15 TREIBEN 19 ESTIN 21 CTRL 24 ELEVIN 26 EISVOGEL 27 ALPERT 28 YEAR (engl. f. Jahr) 31 SIEDEN 32 ESSENZ 33 MADE 36 LABEL 38 ENERO (span. f. Januar, Eismond ist Synonym f. Januar) 39 RAUL (spielte bei Real Madrid) 40 NERO 41 EIRE (Eier) 44 SUI (-sse, franz. f. Schweizer)

**Lösungswort** — GOTTESSTAAT

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# GOLD, DIE STÄRKSTE WÄHRUNG SEIT 2001. VOR CHRISTUS.

Physisches Edelmetall hat seinen Wert über Jahrtausende und durch alle Finanzkrisen beibehalten. Damit ist es ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. In unseren Ladengeschäften beraten wir Sie ganz persönlich und haben Anlage-Edelmetalle in vielfältiger Form für Sie vorrätig – zum Beispiel unsere Degussa Combi Goldbarren, die aus 20 oder 50 einzeln gestalteten 1 Gramm Goldbarren bestehen. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

**DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH**

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: +41 44 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: +41 22 908 14 00

